This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Steenbock Memorial Library
University of Wisconsin-Madison

11-20-96

Naturgeschichte
der
Tauben.

Nach

Prideaux-Selby, Esq.

Deutsch bearbeitet

von

Friedrich Treitschke,
Mitglied mehrerer naturforschenden Gesellschaften.

Mit dem Bildnisse und der Lebensbeschreibung
Albrechts von Haller.

Nebst 31 colorirten Abbildungen.

Pesth, 1839.
Verlag von C. A. Hartleben.

HALLER.

NATURGESCHICHTE

DER

Tauben.

Columba Palumbus.

PESTH, 1839.
Verlag von C. A. Hartleben.

Naturgeschichtliches

Cabinet des Thierreiches.

Von

Sir William Jardine.

VIII.

Ornithologie.

IV. Theil:

Die Tauben.

Deutsch bearbeitet

von

Friedrich Treitschke,

Mitglied mehrerer naturforschenden Gesellschaften.

Mit dem Bildnisse und der Lebensbeschreibung

Albrechts von Haller.

Nebst 30 colorirten Abbildungen und einer Vignette.

Pesth, 1839.

Verlag von C. A. Hartleben.

Gedruckt bei J. P. Sollinger in Wien.

Slee
QL
696
.C63
T74
1834
AVJ 7157

Inhalt.

Seite

Ueber das Leben und die Schriften Haller's . . I

Einleitung zur Naturgeschichte der Tauben . . . 1

Genus Vinago 9

Gewürz-Taube.
Vinago aromatica. Taf. I. 11

Spitzschwanz-Taube.
Vinago oxyura. Taf. II. 14

Genus Ptilinopus 16

Purpurscheitel-Taube.
Ptilinopus purpuratus. Taf. III. 19

Mönch-Taube.
Ptilinopus monachus. Taf. IV. 22

Blaugrüne Taube.
Ptilinopus cyano-virens. Taf. V. 23

Seite

Genus Carpophaga 25

Prächtige Taube.
Carpophaga magnifica. Taf. VI. 28

Ueberseeische Taube.
Carpophaga oceanica. Taf. VII. 30

Fasan-Taube.
Columba phasianella. Taf. VIII. 33

Genus Columba 36

Kastanienbraune Taube.
Columba spadicea. Taf. IX. 39

Doppelschopfige Taube.
Columba dilopha. Taf. X. 41

Ring-Taube.
Columba palumbus. Titelvignette 44

Holz-Taube.
Columba oenas. Taf. XI. 52

Felsen-Taube.
Columba livia. Taf. XII. 56

Pfauen-Taube.
Columba var. tremula laticauda. Taf. XIII. 64

Schleier-Taube.
Columba cucullata Jacobina. Taf. XIV. . 66

Kropf-Taube.
Columba var. gutturosa subrubicunda. Taf. XV. 68

Türkische Taube.
Columba turcica. Taf. XVI. 70

Seite

Genus Turtur. 75

Lach = Taube.

Turtur risorius. Taf. XVII. 76

Schopf = Taube.

Turtur lophotes. Taf. XVIII 79

Genus Ectopistes 81

Zug = Taube.

Ectopistes migratoria. Taf. XIX. 82

Cap = Taube.

Ectopistes capensis. Taf. XX. 93

Genus Phaps 98

Erzflügelige Taube.

Phaps chalcoptera. Taf. XXI. 99

Genus Chamepelia 101

Roſtfarbige Taube.

Chamepelia Talpicoti. Taf. XXII. 103

Genus Peristera 106

Tamburin = Taube.

Peristera Timpanistria. Taf. XXIII. 108

Jamaica = Taube.

Peristera Jamaicensis. Taf. XXIV. 110

Martinica = Taube.

Peristera Martinica. Taf. XXV. 112

Weißgeſtirnte Taube.

Peristera larvata. Taf. XXVI. 114

Seite

Genus Geophilus 117

Blauköpfige Taube.

Geophilus cyanocephalus. Taf. XXVII. . . 118

Drüſen-Taube.

Geophilus carunculatus. Taf. XXVIII. . . . 120

Nikobar-Taube.

Geophilus Nicobaricus. Taf. XXIX. 123

Genus Lophyrus 126

Kron-Taube.

Lophyrus coronatus. Taf. XXX. 127

Ueber das Leben und die Schriften Haller's.*)

Albrecht von Haller, dessen Andenken diese Zeilen gewidmet seyn sollen, erblickte die Welt in Bern, am 16. October 1708. Er war der Sohn Niklas Haller's, eines in der Rechtswissenschaft berühmten und vielbeschäftigten Advokaten, und unter vielen Kindern desselben der jüngste von vier Söhnen. Obgleich zart und schwächlich, entwickelte er doch das thätigste Verlangen nach geistiger Ausbildung. Diese lag, sowohl bei ihm als seinen Brüdern, ganz in den Händen eines Hofmeisters, Namens Baillodz, und so hart und strenge verfuhr dieser, daß unsern Haller noch in späteren Jahren, wenn er ihn zufällig traf, ein unangenehmes Grauen, als Mahnung an die geraubte heitere Jugend, faßte.

Das schnelle Entfalten der verschiedenartigsten in ihm schlummernden Talente war beispiellos. Im sechsten Jahre fing er das Lateinische an, im achten und neunten das Griechische und Hebräische. Aus den Worten, die ihm in jenen Sprachen vorkamen, bildete er nach alphabetischer Ordnung ein Handlexicon, das ihm noch spät gute Dienste leistete. Im zehnten

*) Der deutsche Bearbeiter hielt es für nöthig, das englische Original mit mehreren Zusätzen und einigen Berichtigungen zu versehen.

Jahre verfaßte er mit staunenswerther Fertigkeit im Deutschen und Lateinischen mehrere Gedichte, von denen eine, im zwölften Jahre geschriebene Satyre auf seinen Präceptor, der in eigner Beschränktheit den Geist des Zöglings nicht erkannte, vornehmlich Erwähnung verdient. Um dieselbe Zeit hatte er schon aus Morери's und Bayle's Wörterbüchern mehr als zweitausend Lebensbeschreibungen berühmter Männer ausgezogen. Im dreizehnten Jahre verlor er seinen Vater und kam nun auf die öffentliche Schule von Bern, wo er durch sein Talent weit über alle Collegen hervorragte. Als einen Beweis erwähnen wir nur, daß, wenn lateinische Ausarbeitungen aufgegeben wurden, der junge Haller die seinigen stets lateinisch und griechisch, gleich schnell und gut, lieferte.

Im vierzehnten Jahre ging er nach Biel, um von einem dortigen Arzte in die Cartesianische Philosophie eingeweiht zu werden. Die Liebe zur Dichtkunst nahm jetzt sein ganzes Wesen ein; mehrere einzelne Gedichte von ihm erschienen und wurden beifällig ausgezeichnet. Vorzüglich neigte er sich der Satyre zu; — ein Zufall gab ihm aber bald eine andere Richtung. Das Haus, das er bewohnte, ging in Flammen auf, er hatte kaum Zeit, einen Theil seiner Habseligkeiten und Schriften zu retten, unter denen sich diese Gedichte befanden. Dadurch gemahnt, beschloß er, den Werth derselben strenge zu untersuchen, und das Resultat war, daß er das Meiste vernichtete und nur Weniges als würdig für die Zukunft aufbehielt.

Nach einem Jahre verließ er wieder Biel; zwar vielfach gebildet, aber doch nur halb schulgerecht vorbereitet, kam er, fünfzehn Jahre alt, nach Tübingen, um sich der Arzneikunde zu widmen. Camerarius und Duvernoi wurden dort seine Lehrer, zugleich zogen ihn die Vorträge über vergleichende Anatomie nicht minder an.

Während seines Aufenthaltes in Tübingen fand ein, dem Anscheine nach unbedeutendes Ereigniß Statt, das aber dazu diente, ihm für sein ganzes künftiges Leben strengere Gesetze vorzuschreiben. Seine Gefährten veranstalteten mit ihm gemeinschaftlich ein Gelage, bei welchem erst dem Bacchus geopfert und dann andere Vergnügungen hervorgesucht wurden, die seinem feinen sittlichen Gefühle widerstrebten. Plötzlich wurde der lärmende Jüngling zum ernsten Zuschauer, und indem er sich und die ganze Umgebung betrachtete, ergriff ihn Scham und Ekel; er that das Gelübde, nie wieder Wein zu trinken und hielt es auch gewissenhaft bis zum Ende des Lebens.

Da Duvernoi in seinen Vorlesungen dem berühmten Boerhaave folgte und von diesem stets mit Enthusiasmus sprach, entstand bei Haller der Wunsch, an der Quelle selbst zu schöpfen. 1725 vertauschte er also Tübingen mit Leyden; hier studirte er unter Boerhaave Medicin und Botanik, unter Albinus Anatomie; beide hohe Gelehrte gewannen den wißbegierigen Jünger lieb, wogegen er ihr Wohlwollen durch immer größeren Fleiß zu verdienen strebte. Ein dritter seltener Geist und gleichberühmter Zeit-

genosse jener Vorgenannten, Friedrich Ruysch, hatte auf Haller's vielseitiges Streben noch größeren Einfluß. In dessen reichem Museum, wo alle Theile thierischer oder menschlicher Körper durch die, hier zuerst angewendete, Kunst des Ausspritzens ihrer Gefäße vorhanden waren, und eben so, wie ihr Besitzer, der Vergänglichkeit trotzten, der, nahe an neunzig Jahre, alle Kraft und Thätigkeit eines Mannes zeigte, — inmitten dieser Schätze verlebte Haller viele schöne, ihm unvergeßlich gebliebene Stunden.

Solche angestrengte fortdauernde Studien störten endlich die Gesundheit seines Körpers; er mußte sich einige Erholung gönnen. Mit neunzehn Jahren erwarb er also erst die Doctorwürde, dann trat er eine Reise nach England an: Hans Sloane war damals Präsident der königlichen Gesellschaft zu London, und Douglas und Cheselden galten als erste Mitglieder. Bei diesen sammelte er eine Menge neuer Erfahrungen, begab sich dann nach Oxford und später nach Paris, wo er bei der Familie Lebran als Hausgenosse blieb, und mit Geoffroy, den Brüdern Jussieu, J. L. Petit, und besonders mit Wilson nahe bekannt wurde.

Wiederkehrende Unpäßlichkeit brachte ihn zu dem Entschlusse, Frankreich mit Italien zu vertauschen, doch die Zunahme des Uebels störte diesen Plan; Haller ging also in die Schweiz zurück, blieb einige Zeit in Basel und wurde hier von Johann Bernoulli in die höhere Analysis eingeweiht, ein Studium, das

man damals für die Theorie der Medicin unentbehrlich glaubte. In dieses vertiefte er sich so sehr, daß sein Lehrer selbst ihn davon abhalten und zum eigentlichen Berufe zurückführen mußte. Die darauf verwendete Zeit kam ihm aber in der Folge vielfach zu gute, nicht allein für eigenes helleres Wissen, sondern auch zur Bekämpfung so mancher Mißbräuche und Irrthümer, die sich eben damals in die Arzneikunde eingeschlichen hatten.

Bald darauf bereiste er die vaterländischen Alpen. Johann Geßner, ein guter Botaniker, war sein Begleiter und nährte und vergrößerte Haller's Liebe auch für dieses Fach. Er fing an, emsig zu sammeln, machte mehrere neue Entdeckungen, und legte den ersten Grund zu seiner nachherigen meisterhaften Beschreibung der Schweizer Pflanzen. Auf diesen Wanderungen entstand auch der Entwurf zu dem später so berühmt gewordenen Lehrgedichte: „Die Alpen". Nach seiner Rückkehr blieb er noch ein Jahr lang in Basel, arbeitete hier an einem anderen großen Gedichte: „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben", und hielt in der letzten Zeit die anatomischen Vorlesungen für den kranken Meig. 1729 ging er in seine Vaterstadt zurück, ließ sich als Arzt nieder und war trotz seiner Jugend in der Praxis, wie als Naturforscher und Dichter, hochgeschätzt. Zwar gelang es dem Neide und der Verleumdung, ihm diese Mehrseitigkeit zum Vorwurfe zu machen, so daß ihm 1734 die Stelle eines Arztes am Inselspitale, um die er sich bewarb, aus dem Grunde abgeschlagen wurde, „weil

er ein Dichter sey*, — aber bald besiegte sein steigender Ruhm diese kleinlichen Angriffe. Er hatte mehrere Oden und Episteln anonym erscheinen lassen, die man anfänglich dem damals berühmten Murali zuschrieb, und die nun bei Nennung seines Namens ihm desto größere Ehre brachten. Zugleich endigte er: »Die Alpen«, einen Gegenstand, den er zwar hin und wieder in der Sprache rauh, doch in den Ideen groß und kühn, wie die geschilderten Gebirgsmassen, für Jahrhunderte fest hinstellte. Am höchsten und reinsten stehen aber seine elegischen Gedichte, auf die wir bald wieder zurückkommen werden.

Jeden Sommer in den Jahren 1732 — 1736 bereiste er die Gebirge*), im Winter aber gab er seit 1734 unentgeltlich anatomische Vorlesungen, auch half er zu diesem Zwecke ein anatomisches Theater gründen. Eine um die nämliche Zeit erledigte Professur der Beredsamkeit erhielt er nicht, dafür wurde ihm 1735 die Oberaufseherstelle der Bibliothek verliehen. Hier hatte er Gelegenheit, seine Gelehrsamkeit zu bethätigen, er ordnete die Bücher, verfaßte ein

*) Ein, wenig bekanntes, interessantes Ereigniß bei diesen Alpenwanderungen darf hier Erwähnung finden. Er hatte mit seinem vertrauten Geßner den Weg über eine Schnee-Region angetreten, als letzterer plötzlich vor Müdigkeit sich niederlegen mußte und bald in tiefen Schlaf verfiel. Haller erkannte das Gefährliche des Ereignisses. Ohne Furcht für sich selbst zog er die eigenen Kleider aus, bedeckte und erwärmte den Freund damit und blieb an seiner Seite, bis er die Wonne hatte, ihn neu gestärkt erwachen zu sehen. Beide gelangten dann wohlbehalten nach Hause.

genaues Verzeichniß, und untersuchte mehr als fünftausend vorhandene Münzen und Medaillen, indem er sie chronologisch zusammenstellte.

Haller's Ruhm hatte sich indessen weit verbreitet und 1736 wurde ihm eine vortheilhafte Anstellung an der neu errichteten Universität in Göttingen, als Professor der Wundarznei, Anatomie und Botanik geboten, welche er annahm, und wohin er im September d. J. abreiste. Diese Uebersiedlung begann für ihn sehr traurig; einen Monat nach der Ankunft verlor er seine geliebte junge Gattin, Mariane. Die Größe des Verlustes hat er selbst für ewige Zeiten in einer Trauerrede aufgezeichnet, die zum Herrlichsten gehört, was deutsche Sprache in diesem Fache besitzen mag*).

---

*) Mariane Haller war die älteste Tochter von Samuel Wyß, Herrn zu Mathod und in Muthr, und Marien von Dießbach. Sie war seit dem 19. Februar 1731 verheirathet und starb den 30. October 1736. Wir können es uns nicht versagen, zwei Stellen aus dem trefflichen Gedichte anzuführen und unsere Leser zur Würdigung des Ganzen damit einzuladen:

„Ich seh' Dich noch, wie Du erblaßtest,
Wie ich verzweifelnd zu Dir trat,
Wie Du die letzten Kräfte faßtest
Um noch ein Wort, das ich erbat.
O Seele, voll der reinsten Triebe!
Wie ängstlich war'st Du für mein Leid!
Dein letztes Wort war Huld und Liebe,
Dein letztes Thun Gelassenheit."

Und dann, wo möglich noch rührender und schöner:

„Ach, herzlich hab' ich Dich geliebet,
Weit mehr, als ich Dir kund gemacht;

Aber auch dieses Mißgeschick konnte seine Thätigkeit nicht hemmen. Siebzehn Jahre währte sein Wirken in der für ihn so ganz geeigneten Stelle. Die Regierung unterstützte ihn durch freigebige Anweisung der nöthigen Summen; bald schuf Haller einen reichen botanischen Garten und ein anatomisches Theater. Dabei fand er immer noch einzelne Mußestunden für die Dichtkunst.

Die Früchte aller früheren und stets fortgesetzten botanischen Studien förderte er 1742 in einem schätzbaren Werke zu Tage: „Enumeratio Stirpium Helveticarum", in zwei Foliobänden, mit zahlreichen gelungenen Kupfertafeln. In der Vorrede gibt er eine topographische Beschreibung der Schweizergebirge; in der zweiten Auflage aber verzeichnet er 2486 Pflanzenarten, und bemerkt dabei, wie in dem verhältnißmäßig kleinen Raume des Landes, sowohl von diesen als von Insekten, Vieles vorkommt, das theils in Norwegen, theils in Italien ebenfalls heimisch ist. Um seine Arbeit noch vollständiger zu machen, fügte er ein Verzeichniß aller vor ihm, seit Otho Braunfels, erschienenen Schriften gleichen Inhalts bei. Damals,

---

Mehr, als die Welt mir Glauben giebet,
Mehr, als ich selbst vorhin gedacht.
Wie oft, wenn ich Dich innigst küßte,
Erzitterte mein Herz und sprach:
Wie! wenn ich sie verlassen müßte!?
Und heimlich folgten Thränen nach.

Neben diesem Meisterwerke stehen ehrenvoll: „Die Tugend". — „An Doris". Nebst einigen anderen Gesängen.

1736, war Linné noch nicht dreißig Jahre und ziemlich ungekannt, Haller schuf also ein eigenes System, in dem er so viel als möglich den natürlichen äußeren Erscheinungen folgte. Seine Schweizer-Flora gibt die Reihenfolge, in welche er nach Staubfäden, Blättern, Knospen, Blüthen und Fruchtformen das Ganze in fünfzehn Abtheilungen zu ordnen versuchte. Später erschien in mehreren Auflagen das »Verzeichniß der Pflanzen des botanischen Gartens von Göttingen und Nachrichten über die innere Ordnung desselben«. 1740 ließ er einzelne Bemerkungen über die generische und specielle Verwandtschaft der Pflanzen und ihre Befruchtung in einem Bande: „Opuscula Botanica" folgen.

Diese ungeheuere Thätigkeit wird noch merkwürdiger, wenn man den schnellen Wechsel seines Strebens nach den verschiedensten Richtungen näher bedenkt. In Allem, was er erfaßte, rang er nach Ebenbürtigkeit mit den vorhandenen Meistern, und nicht selten übertraf er sie. Und ob wir ihn nun schon als Dichter, Arzt und Botaniker bewundert haben, bleibt uns doch die Erwähnung seiner physiologischen Untersuchungen noch übrig; des Feldes, auf welchem er gewiß am höchsten steht. Nach dem Tode seines Lehrers Boerhaave, 1738, schrieb Haller, von 1739 bis 1745, über dessen medicinische Vorlesungen einen „Methodus studii medicinae" (Amsterdam, 1751, 4). Eigene Gedanken, die fast das vorige Werk entbehrlich machen, verzeichnete er in seinen trefflichen „Primae lineae physiologicae" (Göttingen, 1745, neue

Auflage 1765). Diese letztere Arbeit wurde lange, noch nach dem Tode des Verfassers, als Lehrbuch und Leitfaden auf Universitäten benützt. Fernere Studien im nämlichen Fache sammelte er in einem andern Werke: »Elementa physiologiae corporis humani« (8 Bde. Lausanne, 1757 — 66. 4). In ihm nimmt er zwar die Structur des Menschen als das Vollendetste der Schöpfung an, bleibt aber nicht dabei stehen, sondern steigt mit Hülfe der vergleichenden Anatomie auf alle Thierclassen bis zum Polypen hinab. Da nun Physiologie und Anatomie allerdings zwei Hauptzweige der höheren Naturwissenschaft sind, so werden unsere Leser nicht übel deuten, wenn wir bei Haller's Verdiensten um dieselben verweilen.

Seine „Elementa etc.“ wurden bei ihrem ersten Erscheinen angestaunt, und müssen es ewig von jedem Kenner werden, der die Trefflichkeit des Entwurfes, — die Schönheit des Styles, — die ungeheuere Genauigkeit in der Darstellung aller Einzelnheiten sammt den Gedanken über ihre Zwecke, — die zahlreichen, genauen Citate aus früheren Schriften, — und den nothwendigen Gewinn, der für die Physiologie überhaupt dadurch erfolgen mußte, — gehörig zu würdigen versteht. Nur ein fortlaufender Auszug würde die, uns ausgezeichneten Gränzen weit überschreiten, und darum sehen wir uns auf einzelne Notizen beschränkt.

Zuerst muß erinnert werden, daß man vor hundert Jahren mit dem Worte »Physiologie« einen ganz anderen Begriff verband, als in unsern Tagen. Damals hatte man sich mit Aufopferung aller klaren An-

sicht in scholastische Spitzfindigkeiten und ein Gewebe von Hypothesen verloren, aus denen sich nirgends ein natürlicher Ausweg zeigte. Haller war einer der Ersten, der kraftvoll gerade vorwärts zum Ziele drang, indem er nicht Träume, sondern positive Erfahrungen allein gelten ließ. Die Lehre des Blutumlaufes von Harvey hatte einiges Licht über die Verrichtungen des menschlichen Organismus verbreitet, allein sie hatte auch zur Folge, daß man die Thätigkeit des Körpers und das Leben selbst nach Grundsätzen der Mechanik und Hydraulik aus dem Umlaufe des Blutes erklären und berechnen wollte. Stahl lenkte die Aufmerksamkeit wieder auf eine geistige Ursache, welche von andern Physiologen, nach ihm, unter verschiedenen Modificationen zur Lehre von der Lebenskraft umgearbeitet wurde. Man nahm an, daß die Circulation des belebenden Geistes von der dura mater (harten, dickeren Hirnhaut) ausgehe, und sich von da bis in die äußersten Enden der Maschine verbreite; daß ferner in jenem Organe der eigentliche Sitz der Seele sei; — eine Lehre, die niemand mehr zu bestreiten wagte. Haller trat zuerst als Gegner auf und erwarb die Krone, die dem muthigen Streiter für Wahrheit und Licht gebührt. Pachioni und Baglivi hatten beide behauptet, daß die dura mater muskelartig sei und den flüchtigen Lebensgeist mit einer Kraft, wie sie das Herz dem Blute gibt, umtreibe. Haller im Gegentheil bewies durch Experimente und daraus folgende Vernunftschlüsse, daß die dura mater von dem übrigen Zellengewebe des Kör-

vers sich nicht wesentlich unterscheide, daß sie den Muskeln nicht beigerechnet werden könne, daß sie keine Bedeckung oder Scheide der Nerven bilde, sondern im Gegentheile die Umgebung der Letzteren nicht mit der dura mater zusammenhänge. Er demonstrirte vielmehr, wie diese Membrane kein Empfindungsvermögen habe, und schon aus diesem Grunde durchaus nicht zum Sitze des Gefühls und der Lebenskraft sich eigne. Hören wir ihn selbst darüber: »Ich untersuchte sorgfältig, ob die dura mater reizbar sei, ob sie sich zusammenziehe und überhaupt muskelartig handle. Dieses müßte nach Baglivi's System geschehen; ich erfuhr aber das Gegentheil. Bei vielen Thieren ist sie fest mit den Knochen verbunden, und davon losgetrennt, wird ihr alle Bewegung geraubt. Die vergleichende Anatomie lehrte ferner, daß diese Membrane eine einfache Decke des Gehirns abgibt und bei mehreren Thieren, z. B. der Schildkröte, nur aus einer knorpelichten Substanz besteht.«

Auch in andere literarische Fehden sah sich Haller verwickelt. Eine der ernsthaftesten war die mit Hamberger in Jena, der 1727 Betrachtungen über den Mechanismus des Athemholens der Menschen und Säugethiere überhaupt geschrieben hatte. Nach seiner Angabe und unter der Beistimmung aller damaligen Autoritäten, war dieses Athmen nichts anderes als eine fortdauernde Anhäufung der Luft in den Brusttheilen zwischen den Rippen und Lungen, wie bei den Vögeln, wodurch auf die Lungen selbst ein, von den dortigen Muskeln unterstützter Gegendruck sich ergeben

müßte. Die nämliche Meinung war zu gleicher Zeit von Bayle in Toulouse vertheidigt worden. In Bezug darauf mögen wieder Haller's eigene Worte folgen: »Die Erfahrungen, die ich seit 1739 über die früheren Vorträge meines erlauchten Lehrers Boerhaave sammelte, führten mich auch auf das Einathmen, die dadurch im Oberkörper befindlich seyn sollende Luft und die Wirksamkeit der dortigen Muskeln. Ich konnte Hamberger's Ansichten nicht beitreten, der übrigens mit mir auf vertrautem Fuße stand. Meine Aeußerungen geschahen in aller Höflichkeit und berührten nur mit bescheidenem Zweifel die aufgestellte Hypothese, so weit es bei dem reinsten Verlangen nach Wahrheit möglich war. Hamberger's Empfindlichkeit überschritt dagegen alle Schranken. In Jena hatte er rings um sich ein kleines Reich gegründet, der Beifall seiner Zuhörer galt ihm als voller Beweis der aufgestellten Sätze und mein Widerspruch als ein Schimpf. Seine Erwiederungen waren um so bitterer, als eben damals der Ruf unserer jungen Universität Göttingen auf Kosten älterer sich verbreitete.« Der Streit ging immer weiter; die berühmtesten Gelehrten glaubten Theil nehmen zu müssen. Er hatte für Haller und seine Freunde und Schüler den Vortheil, daß er zu einer Menge neuer Beobachtungen und Schlüsse führte, die größtentheils die Grundlage des jetzigen Systems wurden. Nachstehende Stelle aus seiner Physiologie spricht sich darüber deutlich aus: »Befindet sich wirklich Luft zwischen dem Thorax und den Lungen? Ist diese Luft beim Einath-

men verdünnt, und bewirkt ihr Druck, nachdem sie dichter geworden, das Ausathmen? Ist diese Meinung hier richtig, weil sie mit dem Baue der Vögel übereinstimmt? — Alles vereinigt sich, jede Frage verneinend zurückzuweisen: Hinter der Pleura (Rippenhaut) der Menschen und Säugethiere, der lebendigen wie der todten, liegen die Lungen ohne einen Zwischenraum, und beim Durchlöchern der Pleura ziehen sich die Lungen gegen den Rückgrath, sobald sie von der Luft berührt werden. Bei den Vögeln aber sind die Lungen und ihre Bedeckung durchdringlich und theilen die eingeathmete Luft den weiten Räumen mit, welche die concave Höhlung des innern Körpers bildet. Da sich nun hier zwischen den Lungen und der Pleura ein für die Luft eigens bestimmter Aufenthalt zeigt, so könnte er bei den Säugethieren nur dann vorhanden seyn, wenn die Lungen nicht fest an der Pleura lägen.»

Von allen Bestrebungen Haller's hat aber keine größeres Aufsehen gemacht und eine so ganz neue Epoche in der Physiologie begründet, als seine Theorie von der Reizbarkeit der thierischen Faser. Die zahlreichen Geschlechter der Polypen zeigten ihm hohe Grade der Reizbarkeit, ohne daß dort Gehirn und Nerven nachgewiesen werden konnten. Eben so die Würmer, welche, obwohl zu den krampfhaftesten Aeußerungen geeignet, nur kleine Nerven darboten. Ferner bemerkte er, daß manche Körpertheile des Menschen, die sich häufig und gewaltig bewegen, z. B. das Herz, nur mäßig empfind-

lich sind und keine große Beihülfe von den Nerven erhalten. Endlich lehrten zahlreiche Experimente, wie natürliche, und durch Kunst hervorgebrachte Reize sich sehr ungleich an den verschiedenen Theilen unsers Körpers äußern. In einer spätern Periode beschrieb er selbst weitläufiger diese Entdeckung; — denn dafür wollte er seine Nachweisungen gehalten wissen*): »In meinen, 1739 herausgegebenen Zusätzen zu Boerhaave's Vorträgen drückte ich mich also aus: Das Herz scheint durch irgend eine unbekannte Ursache bewegt zu werden, die weder vom Gehirne noch von den Arterien ausgeht, sondern in der eigenen Zusammensetzung desselben verborgen liegt. Schon damals fühlte ich mich veranlaßt, die Meinung meines Meisters über diesen Punkt zu bezweifeln. Drei Jahre später stellte ich folgenden Grundsatz fest: Alle thierischen Fasern, wenn sie gereizt werden, haben eine Kraft sich zusammenzuziehen; dieser Charakter unterscheidet sie von denen der Pflanzen und ist die alleinige Ursache des fortdauernden Umtriebes der Lebenskraft. In meinem »Leitfaden der Physiologie« habe ich die Bewegungen des Herzens einem in ihm vorhandenen Reize (stimulus) zugeschrieben;

*) Via ab omni alia hactenus cognita proprietate corporum diversa et nova est; neque enim a pondere, neque ab attractione, neque ab elatere pendet. — Prim. Lin. Physiol. §. 408.

in der zweiten Ausgabe aber noch bestimmter die Reizbarkeit der Fibern angenommen, ohne Zusammenhang mit den Nerven oder einer anderen bekannten Einwirkung. Sollte Jemand die Richtigkeit der Angabe verwerfen, so wird es mich freuen, die Gründe zu vernehmen, auf welche er baut. Bis dahin halte ich mich durch vielfältige Experimente von der gefundenen Wahrheit fest überzeugt."

Es ist hier am Orte, von seiner besonderen Abhandlung über diesen interessanten Gegenstand Einiges zu berichten. Haller theilt alle Thiere in zwei Classen: in solche, die Irritabilität und Sensibilität (Reizbarkeit und Nerventhätigkeit) besitzen, und andere, welche ihrer entbehren. Er nennt diejenigen Theile reizbar, die sich bei irgend einer Aufregung (stimulus) verkürzen; mit Gefühl begabt aber jene, welche bei ihrer Berührung dem empfindenden Wesen die empfangenen Eindrücke anzeigen. Im Gegentheil heißen ihm gefühllose solche, welche auch bei den stärksten Angriffen keine Schmerzen oder Zuckungen äußern. Diesen Grundzügen folgt die genaueste Prüfung des thierischen Mechanismus nach allen Theilen und der Stufe des Gefühls, das jeder einzelne Theil besitzt. Die Haut hat das meiste Gefühl, nach ihr kommen darin die Muskeln, beide erhalten dieses Vermögen durch die Nerven, welche überhaupt die Ursache des Gefühles auch an anderen Körpertheilen und in ihrem Laufe selbst höchst empfindlich sind. Das Mark, die Knochen, das Innere der Eingeweide u. s. w. entbehren aber der Nerven und zeigen sich dennoch sehr reizbar. Alle

diese Erscheinungen sucht er nun also ordnend einzutheilen: „Die Sensibilität, oder die Eigenschaft des Gefühls im lebenden Körper, liegt in den Nerven, folglich dort am meisten, wo deren Zahl am größten ist. Die Nerven sind fühlend durch sich selbst; ihr Empfindungsvermögen wohnt in ihren markartigen Theilen, die ein Produkt des Gehirnes sind, und wovon die pia mater (dünne Hirnhaut) als Bedeckung dient."

Von der Sensibilität geht der Autor auf die Irritabilität über. Er lehrt, daß die eine Eigenschaft von der anderen ganz verschieden sein müsse, da manche sehr reizbare Theile ohne Gefühl befunden werden, hingegen wieder fühlende Theile ohne alle Reizbarkeit. Beide Wahrnehmungen sucht er durch Thatsachen zu bestätigen. Hieraus folgert er, daß die Reizbarkeit nicht von den Nerven abhänge, sondern daß sie eine eigene, den damit begabten Theilen innewohnende Eigenschaft sei. Hiernach prüft er wieder den ganzen Körperbau in Rücksicht auf Irritabilität, beginnt mit den Nerven selbst, die keinesweges reizbar sind, eben so wenig ist es die Haut, das Zellengewebe, die dura mater u. s. w. Wieder andere Theile zeigen sich reizbar, doch nur in minderem Grade, als die Adern, die Arterien und andere Gefäße. Diese Eintheilung, so deutlich sie auf den ersten Anblick scheint, bietet doch mehrere Schwierigkeiten. Haller beobachtete, daß z. B. die Hauptarterie des Seidenwurmes die Stelle des Herzens vertrete, und daß bei mehreren Thieren, wenn einmal das Herz be-

wegt worden, die Bewegung der Arterien, wahrscheinlich durch sich allein, einige Zeit fortdauere. »Das Mikroskop,« spricht er, »wurde dabei zu Hülfe genommen. Das Blut eines Fisches oder Frosches, nachdem die Thiere ihres Herzens beraubt waren, bewegte sich noch durch längere Zeit in den Gefäßen fort, und ich sah es bei kleinen Fischen darin auf- und niedersteigen, wenn schon das Herz und die Kiemen sich nicht mehr rührten und kein Zeichen von Gefühl gaben.« Niemals konnte er eine Zusammenziehung der Aorta und anderer Hauptgefäße größerer Thiere erspähen; an lebenden Fröschen hatte er auch noch die Arterien mit Reizmitteln versucht, aber stets ohne Erfolg; es wurde keine Zusammenziehung derselben bemerkt. »Ich beobachtete,« fährt er fort, »vier Stunden lang den Blutlauf in Fischen und Fröschen; während dieser ganzen Zeit zeigte mir die Vergrößerung nicht die geringste Bewegung in den Seiten der Gefäße. Wenn ein Druck auf die Pulsader sich den benachbarten Adern mitgetheilt hätte, würde ich solches gewiß bemerkt haben.«

In die nächste Ordnung kommen jene Theile, deren Reizbarkeit unbezweifelt entschieden und ihnen natürlich eigen ist. Zu diesen gehören das Fleisch der Thiere und die Muskelfasern, entweder als äußere Bedeckung, oder im Innern der Eingeweide. Die Reizbarkeit scheint überhaupt dort am stärksten zu seyn, wo die meisten Muskeln liegen, und deßhalb dürfen wir nicht erstaunen, wenn das Herz, welches nichts anderes als eine Folge von großen hohlen

Muskeln darstellt, ganz besonders jene Eigenschaft hat; am merkwürdigsten aber zeigt sich dieses bei kaltblütigen Thieren. Bei'm Aale z. B. wird sie nach mehreren Stunden gefunden, wenn auch das Herz aus dem Leibe genommen wurde; bei Fröschen dauern die Zuckungen desselben vom Mittag bis gegen Mitternacht fort, und bei manchen anderen Thieren noch länger, wohl vier und zwanzig bis dreißig Stunden. Auch dann, wenn die freiwillige Bewegung aufhörte, gibt sich die noch vorhandene Reizbarkeit durch Anwendung geeigneter Mittel kund. Im Ganzen scheint es, daß kein Theil des thierischen Körpers ohne Mitwirkung der Muskeln reizbar sei, daß also die Haupteigenschaft dieser Fasern sich dadurch ausspreche; — eine Bemerkung, welche aber nicht bis auf die Insectenwelt ausgedehnt werden kann, indem bei dieser die Reizbarkeit und das Gefühl allerwärts neben einander bestehen dürften. Diese neu entdeckte Eigenschaft, die Haller mit dem Namen vis insita (eingepflanzte Kraft) belegt, unterscheidet sich von allen anderen Eigenschaften der thierischen Körper. Die Elasticität kommt ihr ziemlich nahe, trennt sich aber dadurch, daß sie an harten Theilen, die Reizbarkeit im Gegentheile an weichen sich äußert. Mehrere Polypen, obwohl sehr weich, sind doch höchst reizbar, sogar durch den bloßen Schein des Lichts. Die Irritabilität ist also eine Eigenschaft der thierischen Faser, eben so wie Anziehungs- und Schwerkraft Eigenschaften der Körper überhaupt sind, und wir müssen uns begnügen, das wunderbare Vorhandensein durch

Erfahrungen zu bestätigen, ohne sie durch zweifelhafte Lehrsätze erklären zu wollen.

Wir bemerken hier, daß man unserem Haller wahrscheinlich auch die Entdeckung verdankt, daß die Iris keine Muskelfasern besitzt. Er sagt darüber: »Man wird sich wundern, wenn ich lehre, daß die Iris nicht reizbar sei, sondern daß die dafür gehaltenen Anzeigen nur mechanisch geschehen. Ich habe aber beobachtet, daß ihre Ausdehnung nicht durch Muskelkräfte vollbracht wird. Nach dem Tode bleibt sie stets ausgedehnt, und die Untersuchungen an kalt- und warmblütigen Thieren bestätigten ganz meine Ansicht.«

Vorstehendes möge als eine kurze Analyse der Gedanken Haller's über diesen so wichtigen Gegenstand gelten, und anstatt daß wir hier unsere eigene Meinung oder die bedeutend veränderten Ansichten späterer Forscher aussprechen wollen, fügen wir das Urtheil des berühmten Tissot, als eines der competentesten Richter bei. „Eine große neuere Entdeckung," spricht er, „ist die der Reizbarkeit, zu deren Ruhme ich schweigen muß, da sie seit zwanzig Jahren von selbst ihren Lehrer preis't und als Lieblingsthema seiner Schüler gilt. Die Reizbarkeit ist von allen bis jetzt bekannt gewesenen Eigenschaften der animalischen Körper verschieden, und da sie als ein wesentliches Erforderniß derselben, vielleicht auch der vegetabilischen erscheint, so muß sie billig von nun an dabei aufgezählt werden. Es ist überraschend und zugleich demüthigend, daß ein Be-

sitz, auf dem, nach Zimmermann's Worten, vielleicht die wahre Basis unseres Lebens beruht, doch so lange den Augen aller Beobachter, der früheren und der jetzt sich so nennenden, verborgen bleiben konnte. Ohne auf andere Gründe einzugehen, wollen wir nur erinnern, daß das, was uns am nächsten liegt, überhaupt oft am leichtesten übersehen wird, daß z. B. die Schwerkraft, oder die Dichte und Dehnbarkeit der Luft, obgleich die Sinne solche täglich empfinden, doch eines Toricelli und Newton bedurften, um entdeckt und beschrieben zu werden. Da die neue Lehre von der ganzen thierischen Oekonomie andere Ansichten gibt, so ist die Wichtigkeit derselben entschieden. England gab uns Philosophie, die Schweiz aber Physiologie, und der letzteren fester Grund ist eben die Lehre von der Reizbarkeit.»

Lob verdienen die Männer von Geiste, die im Vergessen eigenen Werthes ihre kostbaren Stunden zum Theil an die Erklärung fremder Werke oder deren Umsatz in andere Sprachen verwenden, und damit älteres Wissen neu verbreiten und allgemeiner zugänglich machen. Auch zu solchen mehr nützlichen als glänzenden Arbeiten ließ sich Haller herbei; es möchte schwer seyn, alles aufzuzeichnen, was er von dieser Seite leistete. Reich vermehrt gab er Rupp's »jenaische Flora» heraus, und bald nachher ein Verzeichniß in deutscher Sprache, nach chronologischer Ordnung, »über die Abbildungen der Pflanzen und die damit beschäftigt gewesenen Künstler.» 1750 unternahm er die deutsche Uebersetzung von »Buffon's

Naturgeschichte," mit einem Vorberichte, den die Franzosen dagegen in ihre Sprache übertrugen. Bald darauf lieferte er eben so Formey's Werk: „Le triomphe de l'Evidence" und eine „Sammlung von Reisebeschreibungen," deren Werth und Nutzen er zugleich in einer längeren Abhandlung auseinander setzte. Andere Werke verschiedener Art bot er in der Herausgabe von „Worlhof's Gedichten," eines „naturhistorischen Wörterbuches nach Valmont und Bomare," einer „Vergleichung der Temperatur des Schweizerlandes mit jener von Canada," und eines Tractates des Baron von Lind, „über die Thierarzneikunde."

Während seines Aufenthaltes in Göttingen sehen wir ihn ferner als ersten Urheber oder Beförderer wissenschaftlicher und gemeinnütziger Unternehmungen. So erwirkte er 1751 für die Wundärzte der Stadt einen besonderen Schutz- und Freiheitsbrief, wurde auch von ihrer Innung zum ersten Vorsteher erwählt. Einen gleichen wichtigen Dienst leistete er bei Errichtung der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften, entwarf ihre Statuten und wurde derselben beständiger Präsident. Mit Eifer und durch eigene reichliche Beiträge gründete er ein Museum und öffentliche Spitäler. Endlich bildete er eine Künstlerschule, wo im Pflanzen- und Thierzeichnen Unterricht gegeben wurde. Zu jener Zeit war dieser Lehrzweig noch neu, und wenn man ihn seitdem anderwärts in Aufnahme brachte, so geschah es, weil sich hier seine Nützlichkeit erwies.

Durch so verschiedenartige, wichtige Arbeiten

verbreitete sich der Ruf von Haller's Verdiensten über ganz Europa. 1748 wurde er Mitglied der königlichen Akademie von Stockholm, und der König von Schweden erwies ihm die ungesuchte Ehre, ihn zum Ritter des Polarsternes, des ersten Ordens im Reiche, zu ernennen, den, außer Linné, noch kein Gelehrter empfangen hatte. 1749 ernannte ihn die k. Akademie in London und 1754 jene von Paris zu ihrem Collegen. Auch seine Vaterstadt hatte ihn schon, als er sie 1745 besuchte, zum Mitgliede des großen Rathes gewählt: eine Auszeichnung, die ihn um so mehr erfreute, als sein Wunsch immer lebendiger wurde, dort einstens seine Tage zu beschließen. König Georg der Zweite von England überhäufte ihn mit Beweisen des Wohlwollens. 1739 wurde Haller als erster Physikus des Churfürstenthums Hannover angestellt; er erhielt die Würde eines geheimen Staatsrathes, und auf königliche Verwendung erhob ihn Kaiser Franz in den Reichsadelstand mit allen Nachkommen. Den Freiherrnrang, den man Haller gewöhnlich beilegt, hat er weder gesucht noch erhalten, dafür ward ihm erst von seinen Landsleuten und bald allgemein der höhere Beiname des Große n. Um diese Zeit bewarben sich auch, obwohl vergeblich, mehrere Universitäten, ihn von Göttingen wegzuziehen. Der berühmte Dillenius z. B. war eifrig bemüht, ihn zu seinem Nachfolger, als Professor der Botanik in Oxford, zu empfehlen; ein Jahr später trug man ihm die Kanzlerwürde an der hohen Schule in Utrecht an, und von dem Beschützer der Künste

und Wissenschaften, Friedrich dem Zweiten, wurde ihm die Präsidentschaft der Akademie in Berlin geboten. Marschall Keith schrieb ihm darüber im Namen seines Monarchen und ließ zwischen der vorgedachten Stelle und der eines Kanzlers der Universität Halle die Wahl; Graf Orloff aber suchte ihn mit einem hohen Range für Petersburg zu gewinnen. Allein, wie schon erwähnt, in Haller's Herzen gab es nur jene Sehnsucht, die fast alle seine Mitbürger so schön charakterisirt, die Sehnsucht nach der Heimat. Kleinliche Kabalen und Feindseligkeiten unberühmter, eifersüchtiger Collegen schienen auch eingewirkt zu haben. 1753 gab er seine Entlassung. Er behielt eine akademische Pension, seine Titel, die Präsidentenstelle bei der k. Gesellschaft der Wissenschaften, und die regste Theilnahme an den „Götting'schen gelehrten Anzeigen," die ihm über fünfzehnhundert Recensionen verdanken. Den Entschluß zur Zurückgezogenheit gebot ihm überdem der Zeitmangel, da er drei Lehrkanzeln versehen mußte, wobei er einen weit ausgebreiteten Briefwechsel in deutscher, lateinischer, französischer und englischer Sprache führte und neue Plane zu größeren wissenschaftlichen Werken entwarf.

Die Republik Bern nahm ihren theuren Landsmann mit hohem Jubel auf und übertrug ihm ehrenvolle und angenehme Beschäftigungen. 1753 und 1754 war er mit der Einrichtung der Salzwerke zu Bex und Aigle beschäftigt, zu deren Vorstand man ihn wählte. In den „Memoiren der k. Akademie der

Wissenschaften" gab er damals Anleitungen über die beste, einfachste Art der Salzbereitung und die Mittel, es reiner und wohlfeiler zu erzeugen. Um die nämliche Zeit sandte man ihn nach Kulm, als dort manche merkwürdige Alterthümer aufgefunden wurden, die später Schmidt beschrieben hat. Haller erhielt jetzt auch die Stelle des Amman der Republik. In dieser Eigenschaft arbeitete er an einer Sammlung der Gesetze, und sorgte thätig für das Wohl der ihm anvertrauten gemeinen Sache So ordnete er die Angelegenheiten der Akademie zu Lausanne und die Verfassung der medicinischen Polizei; beförderte den Ackerbau, entwarf den Plan zu einem Waisenhause und vermittelte die Gränzstreitigkeiten zwischen Bern und Wallis.

In der Schweiz begann er ein Werk über Pathologie und Untersuchungen über die Anwendung der Electricität in der Medicin. Seit er von Göttingens botanischem Garten und anatomischem Theater geschieden war, fürchtete man die Erkaltung seines Eifers für diese sonstigen Lieblingswissenschaften, aber mit Unrecht. Er beobachtete vielmehr die verschiedenartigsten naturhistorischen Gegenstände; Pflanzen, Würmer, Amphibien, den Blutumlauf der Säugethiere und das Wachsen ihrer Knochen, das Gehirn der Fische und Vögel, und über alles sammelte er schriftliche Bemerkungen, die zum Theil in den mehrgedachten „Memoiren der Akademie" erschienen.

Als seine Gesundheit wieder gelitten hatte und er einige Zeit von anstrengenden Geschäften zurück-

gezogen war, gerieth er auf Untersuchungen, die recht eigentlich der Ornithologie angehören und allein rechtfertigen würden, daß wir mit seinem Leben und Bildnisse gegenwärtigen Band schmücken. Sein Forscherblick richtete sich nämlich auf das Innere des Eies, die Entwicklung des Vogels und überhaupt auf die Grundsätze des thierischen Entstehens. Nach unzähligen mikroskopischen Erfahrungen stellte er zweihundert vier und achtzig derselben in einem eigenen Tractate auf. Dieser wurde später dem großen Werke über „Physiologie u. s. w." einverleibt, und was hier folgt, kann einen Begriff von der Umsicht und Genauigkeit geben, die er sich als strenges Gesetz auferlegt hatte.

Wir beginnen mit einer Tabelle der Fortschritte, die ihm in der Ausbildung des Eies sichtbar wurden:

7	Stunden	nach dem Anfange der Bebrütung zeigt sich am Dotter eine Membrane.
12	»	erscheint die besondere Einhüllung (amnios) des Küchleins.
24	»	ist die Hülle vollendet.
31	»	Die Ausbildung der Adern tritt ein.
45	»	Sie ist erfolgt.
48	»	Das Herz wird sichtbar und fängt an sich zu bewegen.
55	»	Erste Spur von drei Höhlen des Herzens.
72	»	Jetzt, am Ende des dritten Tages, erblickt man die Andeutung der Füße und Flügel.

96 Stunden. Ende des vierten Tages. Die Herzkammern und die Leber werden sichtbar.

120 » Ende des fünften Tages. Die Herzkammern sind ausgebildet.

144 » Ende des sechsten Tages. Die Knochen erscheinen.

240 » Ende des zehnten Tages. Spuren der Federn.

Am neunzehnten Tage: Erste Laute des Küchleins.

Am einundzwanzigsten Tage: Hervorbrechen aus der Schale.

In den „Elementen der Physiologie" finden wir nachfolgende Angaben: „Das Küchlein wächst sehr schnell; seine Größe am zwei und zwanzigsten Tage verhält sich zu jener vom ersten, wie eine Million zu Eins, und die Zunahme des Körpers während des ganzen freien Lebens übertrifft nicht um ein Fünftheil jene im Ei während des ersten Tages."

Hierauf geht er zu folgenden allgemeinen Sätzen über: „Meine erste Bemerkung sei diese: Der thierische Körper entwickelt seine neuen Theile nach und nach aus den bereits vorhandenen, und es läßt sich keine Nacherschaffung denken.*) Ich hatte eine Zeitlang eine

*) Gegen diese sogenannte Evolutions-Hypothese schrieben viele neuere Naturforscher. In Blumenbach's Handbuch der Naturgeschichte, I. Abth. II. Abschn. §. 7—9 u. f. finden unsere Leser in gedrungener Kürze das Nähere.

solche Nacherschaffung am Herzen des Küchleins wahrzunehmen geglaubt und mich überredet, daß dort eine vorhandene krumme Röhre durch den Zuwachs neuer Theile zu einer Muskel mit vier Höhlungen werde; aber nähere Beobachtungen lehrten, daß die Veränderungen dieses wichtigen Organes ganz einfach erfolgen, in der ersten Anlage schon vorbereitet sind und stufenweise in der höheren Ausbildung weiter schreiten.«

»Betrachte ich ferner die Verschiedenheit, die zwischen dem werdenden und dem ausgebildeten Thiere bestehen kann, und zuweilen eine große Abweichung in der beiderseitigen Gestaltung zuläßt, so finde ich, daß solche durch eine, vom Herzen hervorgebrachte, einfache Ausdehnung der Theile verursacht wird und Erscheinungen erzeugt, die mit dem Anstriche der Neuheit täuschen. Ein solcher Theil ist z. B. die Membrane des Nabels. Zuerst bemerkt man sie als einen weichen Brei, dann zeigen sich Spuren eines Netzwerkes darin, welches die Bewegung des Herzens ausbildet; das Netzwerk bekommt ein spitzenartiges Ansehen; später erscheinen Fäden, die, ehe sie wachsen, buntfarbig sind; diese werden zu Arterien und Adern, welche sich wieder in kleine Winkel theilen. Die Winkel werden größer; weißliche Räume zwischen den Gefäßen treten hervor, die mit der Zeit ein Ansehen, gleich dem Zellgewebe der Blätter gewinnen. Durch die Angabe der verschiedenen Veränderungen dieser Membrane wird es wohl klar, daß Alles stets bestand und die Gefäße nur mehr ent-

wickelt wurden, daß die Einströmung des Blutes die Arterien verlängerte, oder ihre Falten erweiterte, und daß überhaupt das Ganze nach und nach Form, Farbe und Festigkeit erhielt. Ich betrachte dieses Beispiel als belehrend und wollte damit zeigen, wie ein weicher, halb flüssiger Körper in einen, nach seiner Wesenheit gänzlich verschiedenen, durch eine Reihe von Uebergängen sich allmälig verwandeln kann."

„Rücksichtlich der Festigkeit verschiedener Theile, haben wir nur die Ausbildung der Lungen, des Fleisches, der Knochen u. s. w. und den sanft erfolgenden, stufenweisen Uebergang aus dem Flüssigen in das Zähe, bis endlich in das Harte, zu betrachten, um gegen die Theorie der Nacherschaffung stimmen zu müssen. Alle diese Gegenstände werden am entstehenden Thiere aus einer flüssigen Masse, in der sie vorbereitet liegen, entwickelt, bis sie die Gränzen ihrer Gestalt und Consistenz erlangen. Wir haben nicht nöthig, uns bei den Ursachen der Statt findenden Veränderung aufzuhalten. Die kurze Bemerkung, daß eine Abnahme des flüssigen Stoffes die Ausdehnung der festen Gefäße befördere, reicht beinahe zur Erklärung hin. Statt vollkommen flüssiger, wasserähnlicher Materien führen die ausgedehnten Gefäße zähe, klebrige Säfte, die sich gegenseitig anziehen, verdichten und endlich zur Festigkeit gelangen."

„Die Art, wie unsichtbare Theile sichtbar werden, ist durch ihre Ausdehnung und zunehmende Dichtheit leicht erklärbar. Die Lungen zeigen sich zuerst am sechsten Tage. Bei ihrer Entdeckung hatten sie

ein Sechzehnhunderttheil eines Zolles; sie sollten also sichtbarer bei der doppelten Größe seyn, sind es aber nicht mehr, weil sie durchsichtig werden und die Hauptfärbung aller übrigen Theile annehmen. Die Leber ist schon beim ersten Erscheinen ansehnlich, und wenn sie nicht früher bemerkt wurde, lag die Schuld nicht an ihrer vormahligen Kleinheit, sondern an den noch nicht verdichteten Bestandtheilen. Dasselbe gilt von anderen Organen, und wir würden mit der Behauptung, daß sie nacherschaffen (oder später erzeugt) wären, zu voreilig seyn, indem sie nur sich früher allzu klein, oder ganz durchsichtig befanden.«

»Von der Bewegung oder scheinbaren Ruhe der Körpertheile hängen also die Fortschritte ihrer Ausdehnung oder Dichtheit ab. Das Herz zeigt keine Bewegung als nach dem Verlaufe der ersten acht und vierzig Stunden. Aber, möchte man fragen, warum erscheint diese Bewegung erst jetzt? Hat das Herz früher schon die flüssigen Säfte umgetrieben, als das Wachsthum des Küchleins eben am schnellsten von statten ging? Antwort: Das Herz *schien* wegen seiner Durchsichtigkeit still zu stehen. So sehen wir auch andere Bewegungen, z. B. die des Windes, nicht. Zu klein und schwach, um eine *sichtbare* Erschütterung auf die umgebende Flüssigkeit hervorzubringen, glaubten wir seinen Stillstand, wie wir früher, wegen seiner Kleinheit, den gänzlichen Mangel des Herzens glaubten. Diese Betrachtung sollten wir im Auge behalten, wenn wir über das Leben oder Nichtleben eines Geschöpfes absprechen und den ersten

Beginn seiner thierischen Laufbahn bestimmen wollen; denn Leben äußert sich durch Bewegung; Bewegung aber kann nur bei einer gewissen Größe und Dichtheit des Gegenstandes wahrgenommen werden.»

„Wann aber, und unter welchen Verhältnissen werden die dichten Theile durch ihre erhaltene Färbung erkennbar? Durch den kleinen Uebergang von völliger Reinheit in ein schleimiges, weniger durchsichtiges Wesen. Ein unendlich weniges Mehr oder Minder muß hier den Ausschlag geben. Das Papier ist weiß. Man befeuchte es mit Wasser oder Oel, und es wird transparent. Sind aber die flüssigen Theile vertrocknet, dann kehrt die vorige Undurchsichtigkeit zurück. Eben so das thierische Fett. Erwärmt ist es flüssig und durchsichtig, abgekühlt dagegen fest und weiß.»

„Weiß ist die erste Farbe des werdenden Thieres, und Durchsichtigkeit die früheste Eigenschaft seiner Bestandtheile. Diese Sätze haben sich mir bei allen Säugethieren, — und zwar durch zahlreiche Beobachtungen, — stets wahr erwiesen. Eben so bei den Vögeln. Die Farben werden durch den Schlag des Herzens gegeben, welcher die Gefäße ausdehnt und sie zur Aufnahme der gefärbten Theilchen eignet. Nach Newton's Lehre sind die letzteren gröber als die durchsichtigen. Beim Küchlein erblicken wir die Erscheinung von Gelb, Roth, Schwarz, Grün und Blau, nach der angegebenen Ordnung, alle bewirkt durch die Schläge des Herzens und eine zugesellte äußere

Wärme. Das Herz ist der erste Erzeuger, denn auch Fische in den nordischen eiskalten Meeren sind nicht ohne Farbe, und Hitze ohne das Herz vermag nicht zu färben. Das Küchlein ist todt, wenn das Ei weiß bleibt. Hitze ist aber allerdings auch zum Farbegeben erforderlich. Die herrlichsten und lebhaftesten Farben der Säugethiere, Vögel, Insecten, Conchylien und Blumen werden im heißesten Klima gefunden. Bei den Pflanzen scheint die Färbung nur durch Hitze hervorgerufen zu werden; denn alle Keime sind weiß, und Licht und Wärme streuen erst die bunten Zauber darüber aus.«

»Geschmack und Geruch entstehen mit den Farben oder doch bald nach ihnen. Die Galle wird grün und dann bitter; aber ihre Bitterkeit ist gleich nach der Annahme des Grün bemerkbar und der Stoff, der färbt, ist also wohl auch der nämliche, der Geschmack und Geruch gibt.«

»Betrachten wir nun den Mechanismus, welcher die Gestalten der verschiedenen Theile ausführt. Das einfachste und doch das wirksamste Hülfsmittel dabei ist die ungleiche Zeit ihres Wachsthums. Ein Thier muß die verschiedenartigsten Bildungsstufen durchlaufen und seinem früheren Selbst unähnlich werden, wenn einzelne Organe verschwinden und absterben, während andere sich vergrößern und die schon vorhandenen übertreffen. Auf diese Weise verändert sich das Küchlein im Dotter. In der ersten Brütezeit ist es noch ganz klein, die inneren Gefäße sind unsichtbar, aber ein, verhältnißmäßig sehr großer Anhang

zeigt sich auswendig am Körper und ist nur durch einen Kanal mit ihm verbunden. Gegen das Ende der Brütezeit, und noch mehr bei'm ausgekrochenen Thiere, wird Alles anders. Die Eingeweide sind jetzt groß und sichtbar geworden, der Verbindungskanal und der Dotter sind abgewelkt und verschwunden, und das Thier lebt nur durch sein inneres Wesen. Die Aorta am Rücken des noch nicht ausgekrochenen Küchleins bestand aus einem Stamme mit drei Zweigen, von denen zwei gegen die Arterien der Lungen liefen, die dritte gegen die linke Herzkammer; nach dem Auskriechen aber finden wir nur eine einfache Ader, die von der linken Herzkammer ausläuft und in keiner Verbindung mit den Gefäßen der Lungen bleibt. Vormals, am ersten Tage der Brütung, war das Küchlein ein Kopf mit einem schwachen Faden, als dem künftigen Rückgrathe; zwei und zwanzig Tage später haben sich aus diesem fast unsichtbaren Anhange die Glieder und inneren Gefäße herausgedrängt und der Kopf ist nur ein Theil des Ganzen geworden.«

»Der Wechsel der früheren Lage gehört ferner zum wunderbaren Werke der fortschreitenden Ausbildung. Wir sehen sie z. B. am Dotter und an den Eingeweiden. Beide sind bei'm Embryo des Küchleins außerhalb, vorzüglich gegen das Ende der Brütezeit, wo das Ganze aus zwei zusammenhängenden Körpern zu bestehen scheint, deren einer den Kopf, die äußeren Theile und inneren Höhlungen, der andere aber den Dotter, die Nabel-Membrane und die Eingeweide bildet. Die Membrane vergeht und schwindet, der Dotter mit den Eingeweiden wird aber in die Körperhöhle durch die erlangte Reizbarkeit der

Muskeln eingeschlossen, und das doppelte wird zu einem einfachen Wesen. Ein Gleiches geschieht mit dem Herzen, das sonst als ein halber Ring vom Rückgrathe weit entfernt und außer der Brust lag. Das Zellengewebe, welches vom flüssigen zum festen Zustande fortschreitet, zieht hier die einzelnen Theile des Herzens an einander und bringt sie zusammen an die gehörige Stelle; andere solche Ereignisse bilden das Küchlein und führen es gegen den Zustand, in dem wir es nach dem Auskriechen erblicken."

„Ich glaube — (fährt Haller fort) — genug zur Vertheidigung der Lehre einer allmähligen Entwicklung gesagt zu haben. Die Annahme, daß alle wesentlichen Theile des künftigen Thieres von jeher bestanden, scheint damit erwiesen zu seyn; freilich nicht in den Formen, wie sie der ausgebildete Körper besitzt, doch so geordnet und vorbereitet, daß die künftigen, periodisch vorbestimmten Ereignisse den Hervortritt und das Wachsthum befördern müssen, wobei der Wechsel der Lage, die Verdichtung des Flüssigen zum Zähen und Festen u. s. w. das fertige Thier hinstellen; anders geformt als sein Embryo, aber doch im fortdauernden Besitz von dessen früherem Wesen."

„Diese Beobachtungen führen zu anderen, nicht weniger richtigen Schlüssen. Es scheint jetzt entschieden, daß sich der Embryo von jeher im Ei befand, und daß die Mutter schon früher, in den noch ungelegten Eiern, die Hauptbestandtheile ihrer künftigen Küchlein bewahrte. Da der Dotter eine Verlängerung des Eingeweidekanals ist, so muß auch die innere Membrane des Dotters mit diesem Kanale zusammenhängen, und dieser wieder mit

der Membrane des Magens, Mundes und der Haut. Die äußere Membrane des Dotters ist also nichts Anderes, als die äußerlich ausgebreitete Membrane der Eingeweide und mit ihnen innig verbunden. Die Hülle, welche den Dotter in den ersten Tagen der Brütezeit umgibt, ist ein Theil der Haut des Küchleins, und muß es immer umgeben haben; anfangs unsichtbar, dann wieder groß, im Vergleich zum werdenden Thiere. Es läßt sich nicht annehmen, daß der kleine Keim Stoff genug zur Bildung dieser Hülle enthalten habe, sondern daß er von jeher um den künftigen Dotter lag. Wäre die Haut des Küchleins nur nach der Größe des Keimes bemessen gewesen, so hätte sie wohl niemals die Decke des Dotters werden können.»

»Ist der Dotter eine Fortsetzung der Eingeweide und deckt ihn die Haut des Küchleins, so muß das Thier von jeher darin gelegen haben, wie auch der Dotter stets in der Henne lag: das Küchlein aber befand sich in seiner besonderen Membrane, dem Schafhäutchen (amnios), verwahrt, freilich unerkennbar, wegen seiner Kleine und Durchsichtigkeit.»

»Der Adernlauf — (endigt Haller)— und die ganze Einrichtung des Dotters sind unaussprechlich schön, obwohl er schon nach zehn Tagen und vor dem zwanzigsten allmählig verschwinden muß. Welche wunderbare Zierlichkeit erweis't sich in allen Einzelnheiten für eine so schnell vergehende Zeit! Aber die Zeit, für uns wichtig, da wir in ihr leben und sterben, besteht nicht für den Schöpfer, der ewig und unveränderlich ist. Seine Allmacht schmückt das Gras, das heute grünt und morgen welkt, wie die

Eiche, die durch Jahrhunderte dauert. Er hat die Welt zum Schauplatz seiner Weisheit gemacht, und ihren Bau und Fortbestand nach unbegreiflichen Gesetzen der Zweckmäßigkeit und Schönheit geordnet. Im Ganzen ist es gewiß, daß die Organisation aller, auch der verschiedensten Thiere vollkommen zu ihren Gestalten, Trieben und Lebensweisen sich eignet. Mögen wir uns zu einzelnen Gliedern, dem Auge, dem Ohre, den Füßen und wohin immer wenden, stets erblicken wir das kunstreiche Walten des großen Vaters!»

In den Jahrbüchern der Berner ökonomischen Gesellschaft machte Haller im Jahre 1773 einen lehrreichen Aufsatz über die kurz zuvor ausgebrochene „verderbliche Hornviehseuche» bekannt. Hierin bewies er, daß, obwohl man in der Schweiz alles Mögliche zur Zähmung und Unterdrückung des Uebels gethan hatte, solches doch immer wieder über die französische Gränze eingeschleppt worden war, wo wirksame Maßregeln fehlten. Er verzeichnete dieselben und ihre Nothwendigkeit, veranlaßte auch zum Theil die weisen Vorschriften, die darüber später in Ungarn, Belgien, Frankreich und der Schweiz gegeben und mit dem besten Erfolge belohnt wurden.

Zu seiner Erholung schrieb er im Jahre 1772 drei Romane, über die despotische, monarchische und republikanische Regierung: „Usong,» „Alfred» und „Fabius und Cato.» Die beiden ersteren wurden bald in das Französische übersetzt; alle drei bewiesen des Verfassers tiefe Einsichten in Geschichte und Staatskunde. Gefällig und scheinbar flüchtig spricht er darin seine Gedanken aus, und zeigt die Nothwendigkeit und Macht guter Gesetze.

Damals bearbeitete er auch mehrere Artikel für die Supplemente zum „Dictionnaire encyclopédique" und andere Werke.

Von jetzt an wandte er sich mit Eifer und Liebe einem anderen Zweige des gelehrten Wissens, den bibliographischen Studien, zu. Im eigenen Besitze einer großen Sammlung geschätzter und seltener Werke in den meisten Sprachen, wollte er am nahen Abende seines Lebens noch einmal die Quellen sehen und prüfen, aus denen er früher geschöpft hatte. So entstanden chronologische Verzeichnisse mit kurzen Auszügen, Erläuterungen und Urtheilen über Werth und Inhalt, nach den Fächern der von ihm besonders geliebten Wissenschaften geordnet. Sie gelten noch jetzt seinen Nachfolgern als die besten Leitfäden. Im Jahre 1771 erschien: Bibliotheca botanica (2 Bände, 4.), 1774: Bibliotheca anatomica (2 Bde., 4.) und Bibliotheca chirurgica (2 Bände, 4.), 1776 — 1788: Bibliotheca medicinae practicae (4 Bände, 4., die letzten zwei nach seinem Tode).

In den letzten Jahren nahm Haller's stets schwache Gesundheit sichtbar ab, er neigte sich zu Trübsinn und Schwermuth. Davon zeugt insbesondere das „Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und über sich selbst (2 Bände, Bern 1787)." Zeitweise litt er viel von der Gicht; doch niemals, auch unter den stärksten Schmerzen, ermattete die Thätigkeit des ihm verliehenen regsamen Geistes. In den letzten Monaten überraschte ihn noch ein Besuch des unvergeßlichen Kaisers Joseph, als dieser im Jahre 1777 die Schweiz bereis'te. Wie er sein Ende nahen sah, bat er den ihm beistehenden Arzt

und Freund, Doctor Rosselet, die Wahrheit über die muthmaßliche Frist zu sagen, die ihm noch auf Erden zu weilen vergönnt wäre? Doctor Rosselet entgegnete freimüthig, daß er ihm nur wenige Wochen zusagen könne; ein Ausspruch, den der große Weise ruhig vernahm, worauf er mit literarischen und häuslichen Anordnungen den kurzen Zeitraum ausfüllte. Noch am letzten Tage beobachtete er sich selbst, legte den Finger auf den andern Arm und sagte zum Arzte: „Mein Puls schlägt nicht.“ Gleich nachher, am 12. December 1777, im siebzigsten Jahre, entschlief er.

Seine zweite Gattin, Elisabeth Bucher, Tochter von J. Rudolph Bucher, Rathsherrn und Venner in Bern, hatte er dort im Jahre 1739 geheirathet, sie aber schon im Jahre 1740 nach dem ersten Wochenbette wieder verloren. Die dritte, eine Tochter des Geheimrathes und Professors Teichmayer in Jena, überlebte ihn. Er hinterließ zahlreiche Nachkommen, eilf Kinder und zwanzig Enkel, von welchen sein Sohn Gottlieb Emmanuel und ein Enkel, der Sohn des Vorigen, Carl Ludwig, der erste als Verfasser einer „Bibliothek der Schweizergeschichte“ (7 Bände, Bern 1785 — 1788), der letztere wegen mancher Schicksale und Schriften bekannt geworden sind.

Haller hielt fest an dem christlichen Glauben, während andere Naturforscher, die tief unter ihm stehen, gern alle Wunder der Welt durch chemische Prozesse oder zufällige Erscheinungen erklären möchten. Sehr kränkend waren für ihn daher die Streitigkeiten mit dem französischen Schriftsteller La Mettrie, der nichtswürdig

genug war, sich das Ansehen zu geben, als sei Haller mit seinen atheistischen Ideen einverstanden, ihm sogar das berüchtigte Buch: „l'homme Machine" dedicirte, und als Haller sich öffentlich dagegen erklärte, durch freche Lügen ihn angriff. Wie er über Glaubenssachen eigentlich dachte, sehen wir am besten aus den „Briefen eines Vaters an seine Tochter über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung." Nachstehende einfache, schöne Stelle daraus möge sein Lob auch von dieser Seite vollenden:

»Dein Vater — (schreibt Haller) — hat in einem langen, mit Arbeit und Mühe belasteten Leben die ihm freigebliebenen Stunden auf die Erforschung der Lehren unseres Glaubens gewendet, und diese wichtigsten der Wahrheiten sind alle Jahre ihm heiterer, verehrungswürdiger, unzweifelhafter geworden, so wie er ihre Gründe näher eingesehen hat.«

»Wer sind die Ungläubigen? die Spötter? Die Letzteren kennen die Gründe des Glaubens nicht; Eitelkeit, Übereilung und das einnehmende Gelächter angenehmer Schriftsteller reißen sie hin, dieweil sie eine jede Stunde bedauern würden, wo sie die ernsthafte Stimme der Wahrheit hören sollten. Die Ungläubigen, die im Streite gegen die Offenbarung zuvorderst stehen, die Helden unter ihnen, haben die Kenntniß der Sprachen, der Alterthümer und der Geschichte der Welt nie besessen, die zur Abwägung der Gründe des Glaubens erfordert wird. Ich habe die berühmtesten gelesen; Keiner unter ihnen war im Stande, auch nur die äußere Bedeutung der Worte der Schrift selber zu fassen; Keiner hat die

Natur genug gekannt, daß er die Spuren der Gottheit selbst hätte entdecken können, die doch so häufig, so strahlenreich in den Absichten und in der Ordnung erschaffener Dinge leuchten. Wo ein Hobbes zweifelte, da glaubte ein Newton; wo ein Ofray spottete, da betete Boerhaave an.»

Ornithologie.

Naturgeschichte der Tauben.

Die Tauben, wie solches schon in der Einleitung zum ersten Bande der Ornithologie unseres Werkes erwähnt wurde, bilden eine Familie der hühnerartigen Vögel, welche letzteren in der wissenschaftlichen Sprache der neueren Schriftsteller den Namen Rasores erhalten haben. Diese Rasores, die dritte Abtheilung der Vögel (Aves) überhaupt, wurden wieder in fünf große Familien zerfällt, die man Pavonidae, Cracidae, Columbidae, Tetraonidae und Struthionidae nannte. Gern widmen wir der beliebten, schönen dritten Abtheilung einen besonderen Band. Sie hatte früher das Schicksal, bald hier-, bald dorthin verwiesen, auch allein aufgestellt zu werden. Selbst Linné zählte die Tauben zu den Sangvögeln. Strengere Untersuchungen, sowohl über die Anatomie als die Lebensweise derselben, haben unsere

späteren Naturforscher endlich dahin bestimmt, die obgedachte Stellung im Systeme für sie fest anzunehmen.

Seit wenigen Jahrzehenden erst hat man der Beobachtung dieser herrlichen Geschöpfe größere Sorgfalt geschenkt; früher ist sie unbegreiflich vernachlässigt worden. Man begnügte sich, alle unter dem generischen Namen Columba zu verbinden, ohne weitere Unterabtheilungen für nöthig zu halten, die doch bei manchen, besonders bei denen, die den wahren Hühnern am nächsten kommen, sehr deutlich hervortreten. Noch bleibt genug zu thun übrig; denn bis heute sind nicht nur mehrere kleine Gruppen nicht hinlänglich charakterisirt, sondern sogar über einzelne größere Abtheilungen nur unbestimmte, dunkle Auskünfte gegeben.

Der gelehrte Ornitholog Temminck theilte in seiner „Naturgeschichte der Tauben und hühnerartigen Vögel" (Paris 1811 etc.) die jetzigen Ersteren in drei Abtheilungen. In die eine zog er die Baumtauben mit starken Schnäbeln (welche Cuvier als Genus Vinago aufgestellt hat), in der zweiten wurden nicht nur die eigentlichen gewöhnlichen Tauben und Turteltauben, sondern auch manche andere vereinigt, welche ihrer Gestalt nach wohl eher zur vorigen Abtheilung gehören dürften; — die dritte Abtheilung endlich stellte er aus allen übrigen, von den Tauben mehr oder minder abweichenden und den Hühnern sich nähernden Gestalten zusammen. Vieillot hat seitdem die Kron- oder Gourataube, als ein eigenes Genus, Lophyrus, getrennt, und der in diesen Zweigen erfahrene und berühmte Naturforscher Swainson die früher bekannten Gruppen

mit vier neuen vermehrt, nämlich: G. Ptilinopus, Ectopistes, Paeristera und Chamepelia. An diese versuchte der Verfasser unsers vorliegenden englischen Originales, Prideaux John Selby, fernere drei zu reihen. Die erste nannte er Carpophaga, unter welche er die, größere Samen und Nüsse verzehrenden Tauben zog; die zweite Phyps, von welcher Col. chalcoptera, Auct., als Muster gelten kann; die dritte endlich, Geophilus, zu der Col. carunculata und Col. nicobarica als zwei Arten gehören, welche den wahren Hühnern am nächsten kommen.

Von den verschiedenen Gruppen oder Unterabtheilungen läßt sich also nur mit einigem Mißtrauen reden, denn ihre Scheidung ist undeutlich und auf manche Arten kaum anwendbar. Wir wollen darum nur zweifelnd annehmen, daß die Baumtauben, Cuvier's G. Vinago, Swainson's G. Ptilinopus, Selby's und unser G. Carpophaga neben einigen anderen unbestimmten Gruppen die erste Abtheilung geben, deren Füße zum Fassen und Festhalten der Zweige u. s. w. gebaut sind; daß die eigentlichen Tauben, von welchen die gemeine und Ringtaube als Vorbilder gelten, sich zur zweiten Abtheilung eignen; zur dritten die Turteltauben und deren Verwandte, von der vorigen durch Gestalt der Füße und des Schwanzes verschieden; zur vierten die Hühnertauben der französischen Naturforscher und zur fünften endlich Vieillot's G. Lophyrus, in welchem die Form der übrigen nur theilweise anzutreffen ist und sich mehr gegen die am nächsten stehenden Cracidae des allgemeinen Systemes neigt.

Die Tauben überhaupt sind weit verbreitet; man findet ihrer in allen Welttheilen, nur mit Ausnahme der kältesten Zonen. Das tropische Klima vom südlichen Asien und die Eilande des großen indischen Archipelagus scheinen aber für sie am günstigsten zu seyn; in jenen reich gesegneten Erdstrichen, wo Futter und Wärme nie gebricht, pflanzen sie sich ungestört in Menge und mit dem reichsten Gefieder fort. Hier sieht man die meisten dickschnäbligen Tauben (G. Vinago, Cuv.), die mit den Papageien in Farbenschönheit wetteifern, und auch sonst mehrere Eigenthümlichkeiten der letzteren besitzen; sie wohnen zwischen dem dichten und schattigen Laube der Bananen und anderer Sträucher und Bäume, deren Früchte ihnen willkommene Nahrung gewähren. Neben den ansehnlichen Carpophaga-Arten trifft man ferner kleinere, zierliche, aus dem G. Ptilinopus, friedlich beisammen. Auf den süßduftenden Gewürzinseln begegnet man der herrlichen großen Goura-, so wie der Nikobar-Taube, auch mehreren schönen Arten anderer Abtheilungen. Eben so ist Afrika mit merkwürdigen Gestalten aus dem G. Vinago belebt, und die Col. carunculata (Geophilus carunculatus) hat dort ihre Heimat. In beiden Continenten von Amerika kommen andere Geschöpfe vor, die sich unseren gemeinen und Ringtauben mehr oder weniger nähern, und wieder andere scheinen die Stelle der Familie Tetraonidae zu vertreten, welche diesen Erdstrichen mangelt. In Europa ist die Zahl der Arten beschränkter und auf jenen wärmeren, milden Theil angewiesen, auf dem Getreide, Hülsenfrüchte, Buchen und Eichen gedeihen; während sie hier in manchen Gegenden zahlreich

im Sommer wohnen, wandern die meisten im Spätherbste, ehe der Schnee ihre Nahrung bedeckt, zugweise nach heißeren Ländern.

Wenige Abtheilungen der Vögel können sich mit den Tauben in Pracht und Farbenglanz messen; nicht ohne Bewunderung betrachtet sie der Freund der Natur, und von Alters her gehörte ihre Erziehung und Pflege zum Vergnügen Vieler, die sonst Laien in der Ornithologie blieben. Ihr Körper, vorzüglich Hals, Brust und Rücken, schimmert metallisch, vielfach wechselnd, und nur die Pfauen und Colibri's dürfen keinen Vergleich mit ihnen scheuen. Man betrachte z. B.: Carpophaga aenea, oceanica, magnifica u. s. w. Andere Gattungen, als: G. Vinago und Ptilinopus, scheinen ihr Kleid harmonisch mit den Pflanzen und Bäumen des gewöhnlichen Aufenthaltes gewählt zu haben, indem es zarte Töne von Gelb und lebhaftem Grün führt, zwischen denen bald dunkle, bald leuchtende andere Stellen mit der Hauptfarbe überraschend wechseln. Wenn auch hin und wieder bei einigen unserer gewöhnlichen stille Einfachheit zu herrschen scheint, so zeigt doch meistens nähere Prüfung unerwartete Reize, die sich in der Sonne durch anmuthige Bewegungen kund geben.

Die Federn liegen gewöhnlich enge und fest an einander, ihr Schaft ist dick und hart. Auf dem Nacken ändert ihre Stellung verschiedentlich, bald ist sie rund, bald krausenartig steif, auch zackig aufgerichtet. Einige Arten, z. B. die Nikobar-Taube, tragen die Halsbekleidung fast wie der Haushahn, struppig abwärts. Stets aber liegt dieselbe auf die vortheilhafteste Weise

geordnet, um den Glanz des Lichtes aufzunehmen und prismatisch zu verbreiten.

Ihre Nester bauen die Tauben, mit wenigen Ausnahmen, auf Höhen, am liebsten zwischen Bäume. Die wilden Arten brüten meistens zweimal im Jahre, die Haustaube hingegen neun- bis zehnmal, so daß man ohne Unfälle von einem einzigen Paare binnen vier Jahren 14,762 Tauben erziehen könnte. Bei jeder Brut legen sie regelmäßig zwei Eier *), die einfach weiß oder gelblich weiß sind; diese werden von beiden Geschlechtern besorgt, indem das Männchen die Stelle des Weibchens einnimmt, wenn letzteres nach Nahrung ausfliegt. Die Jungen haben anfänglich nur eine dünne, haarige, flaumengleiche Bedeckung; sie werden von den Eltern gefüttert, bis sie das Nest verlassen können. Zuerst erhalten sie ihre Speise breiartig, indem die Alten solche eine Zeit lang in ihrem Kropfe erweichten, später wird sie ihnen in härterem Zustande mitgetheilt.

Der Flug ist meistens rasch und kräftig, die Schwingen sind vollkommen ausgebildet und gewöhnlich am Ende gespitzt, die Brustmuskeln stark und zu längeren Anstrengungen geeignet. Je mehr sich aber die Gattungen von der eigentlichen Form und Lebensweise entfernen, je kürzer, runder, und wenn sie geöffnet sind, je concaver zeigen sich die Flügel, so, daß sie zuletzt denen des Repp-

*) Die Fälle, daß Tauben, z. B. unsere Haustauben, bei gutem Futter und dann meistens im zweiten Jahre, drei Eier legen, sind als verhältnißmäßig seltene Ausnahmen zu betrachten.

huhnes gleichen. Bei diesen ist der Flug dann schwankend, niedrig und von kurzer Dauer. Die daraus entstehenden Hindernisse werden aber theilweise durch die Länge und Geschicklichkeit der Füße ersetzt, mit denen sie äußerst schnell zu laufen vermögen.

Von Natur sind die Tauben scheu und furchtsam, mit Ausnahme der Haus- und Turteltaube, und die Erziehung fremder Arten in der Gefangenschaft hat fast immer fehlgeschlagen. Rücksichtlich der vorgenannten trug wohl das beständige Leben unter den Menschen bei, sie an uns zu gewöhnen; — ein Zusammenseyn, das wir schon in den ältesten Geschichten erwähnt finden, denn „Noah ließ eine Taube aus der Arche fliegen, und sie kam zurück und trug ein Oelblatt in ihrem Munde.“ Die Turteltaube aber wird in der mosaischen Gesetzgebung öfters als ein wohlgefälliges Brand- und Versöhnungsopfer angeführt (III. Buch Mos. Cap. 1 und 2). In der heidnischen Mythologie kommt die Taube, wegen der Anhänglichkeit eines Paares zu einander, als Vogel der Venus und Sinnbild treuer Liebe vor. (Nach näheren Beobachtungen läßt sich dagegen gar Vieles aufbringen und sie ist nicht besser und nicht schlimmer als andere ähnliche Vögel.) Daß aber wirklich unsere jetzigen Arten Eines mit den früheren sind, läßt sich aus den Schriften, Gemälden und Bildnerwerken des Alterthums erweisen.

Die Stimme oder das Geschrei Aller ist ziemlich gleich. Es besteht aus einzelnen gurgelnden, tiefen, oft wiederholten Tönen, die zuweilen klagend, zuweilen heiser und unangenehm erschallen. Das Männchen ist um die Paarungszeit mit seinen Liebeserklärungen am lautesten.

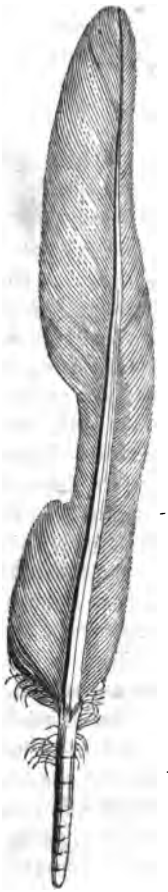
Ihr Fleisch wird nahrhaft, wohlschmeckend und saftig befunden. Es zeigt sich höher gefärbt, als jenes der meisten gefiederten Hausthiere.

Die charakteristischen Kennzeichen der Familie Columbidae überhaupt sind folgende: Der Schnabel schmal, die Spitze desselben hart und hornartig, mehr oder weniger gebogen, die Basis mit einer weichen, nackten, erhöhten Membrane bedeckt, welche theilweise die Nasenlöcher schützt. Die Kreise um die Augen ziemlich unbefiedert. Die Füße mit vier Zehen, drei vorderen und einer hinteren, letztere in gleicher Fläche mit den ersten.

Nach dem Gesagten dürfen wir nun die Beschreibung der einzelnen Familien beginnen.

Genus VINAGO. — *Cuvier.*

In den warmen, zwischen den Wendezirkeln liegenden, zu Asien und Afrika gehörigen Ländern gibt es eine Menge Taubenarten, die theilweise unseren europäischen gleichen, aber auch andere, welche in mancher Hinsicht, als in ihrer Gestalt, — Lebensweise, — Federlage, — Färbung und dergl. sich weit entfernen. Zu diesen Letzteren gehört das jetzige Genus Vinago, von Cuvier mit vollem Rechte einzeln gestellt. Unsere erste Tafel liefert als Musterbild eine bekannte schöne Species. Die vorherrschenden Grundfarben Aller sind grün und gelb, nach verschiedenen Abstufungen mit reichem Purpur oder Braunroth wechselnd. Die längsten Schwungfedern und auch die der zweiten Größe sind bei Vielen mit einer hellglänzenden gelben Linie eingefaßt, welche die Schönheit des Gefieders besonders erhöhet. Als wesentlich charakteristische Kennzeichen gelten folgende: Der Schnabel ist stärker und dicker als bei unseren Tauben, seine Spitze oder der hornichte Theil von besonders harter Substanz, sehr gebogen und aufgebläht, die Nasenlöcher frei und mit einer hier kaum sichtbaren Andeutung der, bei den gemeinen Tauben und ihren nächsten Verwandten stark hervortretenden Membrane. Die Beine kurz, meistens bis zum letzten Gelenke mit Federn bekleidet; die Zehen zum Fassen und Anklammern geeignet, die Sohle oder der Theil, welcher unmittelbar die Zweige berührt, sehr elastisch; sie sichert den



festen Sitz des Körpers, indem sie sich erst ausdehnt und dann zusammenzieht; die äußeren Zehen sind länger als die innere, die Klauen stark, scharf, im halben Zirkel gekrümmt. Die Flügel haben mittlere Länge; sie zeigen sich kräftig und gespitzt, die zweite und dritte Feder fast gleich, unter allen am längsten.

Bei den bis jetzt untersuchten Vinago-Arten fand sich auf der dritten Schwungfeder, in der Mitte der inneren Fahne, eine Verkürzung, als ob ein Theil herausgeschnitten wäre. Nebenstehender Holzschnitt wird diese Sonderbarkeit am besten erläutern. In anderen generischen Abtheilungen sind dagegen die erste oder auch folgende Federn anders als sonst gestaltet, und allerdings darf ein so auffallendes Merkmal nicht übersehen werden. Der Schwanz besteht aus vierzehn Federn.

Die Tauben dieser Gattung bewohnen dichte Gebüsche und Wälder, da ihnen Früchte und Beeren zur Nahrung zugewiesen sind. Sie zeigen sich furchtsam, wild, und fliehen die Menschen.

VINAGO AROMATICA

Gewürz-Taube.

Vinago aromatica. — Cuvier.

Taf. 1.

Columba aromatica, *Lath. Ind. Orn.* 2. 599. sp. 23. Colombe aromatique; *Temminck, Pig. et Gall.* I. p. 51.

Die Gewürztaube kommt in allen wärmeren Theilen des indischen Festlandes, so wie in Java und den nahen Inseln öfters vor. Als eine entschiedene Bewohnerin der Bäume wird sie nur in dem Dickicht der dortigen Wälder gefunden, wo Scharen von ihr zwischen den langen und breiten Blättern der Banane, des heiligen Baumes der Indier, ungestört sich fortpflanzen. Die grüne Farbe des Körpers entzieht sie noch mehr dem Auge, und so lebt sie ruhig, von der Natur mit Futter reich versehen, indem sie sich von den feigenähnlichen, in Größe und Gestalt unseren Gurken gleichenden Früchten dieser Pisang-Art am liebsten nährt *).

*) Aus Indien wurden uns Bälge von Vin. aromatica und Vin. militaris nebst einigen Notizen darüber zugesandt. Wir wollen letztere hersetzen: „Grüne Taube. Dieser sehr schöne Vogel hat glänzend rothe Augen. Seine Füße gleichen denen des Papagei's, und er klettert auch auf dessen Weise. Er ist schwer zu entdecken, obgleich gewöhnlich ganze Herden zusammenhalten, denn seine Farbe ähnelt dem Laube der Bananen (von deren schmalen rothen

Temminck, am oben angeführten Orte, gibt außer der Beschreibung unserer gegenwärtigen Art, Nachricht von zwei Varietäten, die eine mit rothem Kopf und Nacken, die andere mit grauen Untertheilen des Körpers; ob aber diese Abänderungen zufällig und einzeln, oder gewöhnliche Resultate von Geschlecht und Alter waren, scheint ihm nicht näher bekannt zu seyn. Er betrachtet ferner die Pompadur- und die hakenförmig geschnäbelte Taube (hook — billed pigeon, Latham), so wie die mit dem gelben Antlitz (yellow — faced, Brown), als Varietäten der Gewürztaube; die Entscheidung darüber muß der Zukunft anheimgestellt werden, da wir bis jetzt noch keine Exemplare in der Natur sahen, die verschiedenen bekannten Species der jetzigen Gattung aber sich überhaupt sehr ähnlich bleiben.

Die Gewürztaube ist wild und furchtsam; sie wohnt flug- oder herdenweise; zur Brütezeit allein trennet sich die Gesellschaft in Paare, welche ihre Nester in einzelnen Verstecken anlegen *).

Feigen er zehrt) so sehr, daß man ihn von weitem übersieht, obgleich zuweilen mehr als fünfzig vorhanden sind."

*) Ueber den Ruf oder Gesang dieses Vogels schwiegen bis jetzt alle Nachrichten, aber nach dem, was M. Nell über Vinago Sphaenura, eine sehr nahe verwandte Art, mittheilt, muß derselbe ganz anders als bei den übrigen Tauben seyn. „Ich hatte," erzählt er, „vor mehreren Jahren zwei Exemplare in einem Käfig beisammen, die beide wohl Männchen waren. Ihr Doppelconcert bestand in einem einzelnen Tone, bei jedem aber in verschiedener Stimmhöhe. Nach dem Tode des Einen rief der Ueber-

Das Nest wird kunstlos, aus wenigen zusammengebogenen Zweigen verfertigt. Der Eier sind, wie fast bei allen Tauben, gewöhnlich nur zwei.

Die Basis, oder der weichere Theil des Schnabels, ist schwarzgrau, die Spitze gelblich weiß, hart, sehr gebogen und in den Seiten vorragend. Der Kopf schön zeisiggrün, der Scheitel bläulich grau, die Kehle hochgelb, das Uebrige des Nackens, Brust, Bauch und Hintertheil heller und dunkler gelbgrün. Das Obere des Hintertheils, so wie ein Theil der minderen Flügelfedern führen ein reiches, purpurartig schillerndes Braunroth. Die größten Schwungfedern und jene der zweiten Größe sind grünlich schwarz, mit einem starken, scharfen Saume, von dem schönsten Gummicamboja-Gelb. Der Schwanz hat in der Mitte zwei ganz grüne Federn, die in der Länge nur wenig die anderen überragen, welche letztere sich bläulichgrau mit dunklerem Mittelbande färben. Die unteren Schwanzdecken sind gelblichweiß, grün gesäumt. Füße und Zehen roth; die Klauen blaßgrau, stark, scharf, im halben Zirkel gebogen.

---

geblieben aus freiem Willen, oder wenn er dazu gereizt wurde, stets mit der Stimme des verstorbenen Gefährten."

Spitzschwanz-Taube.

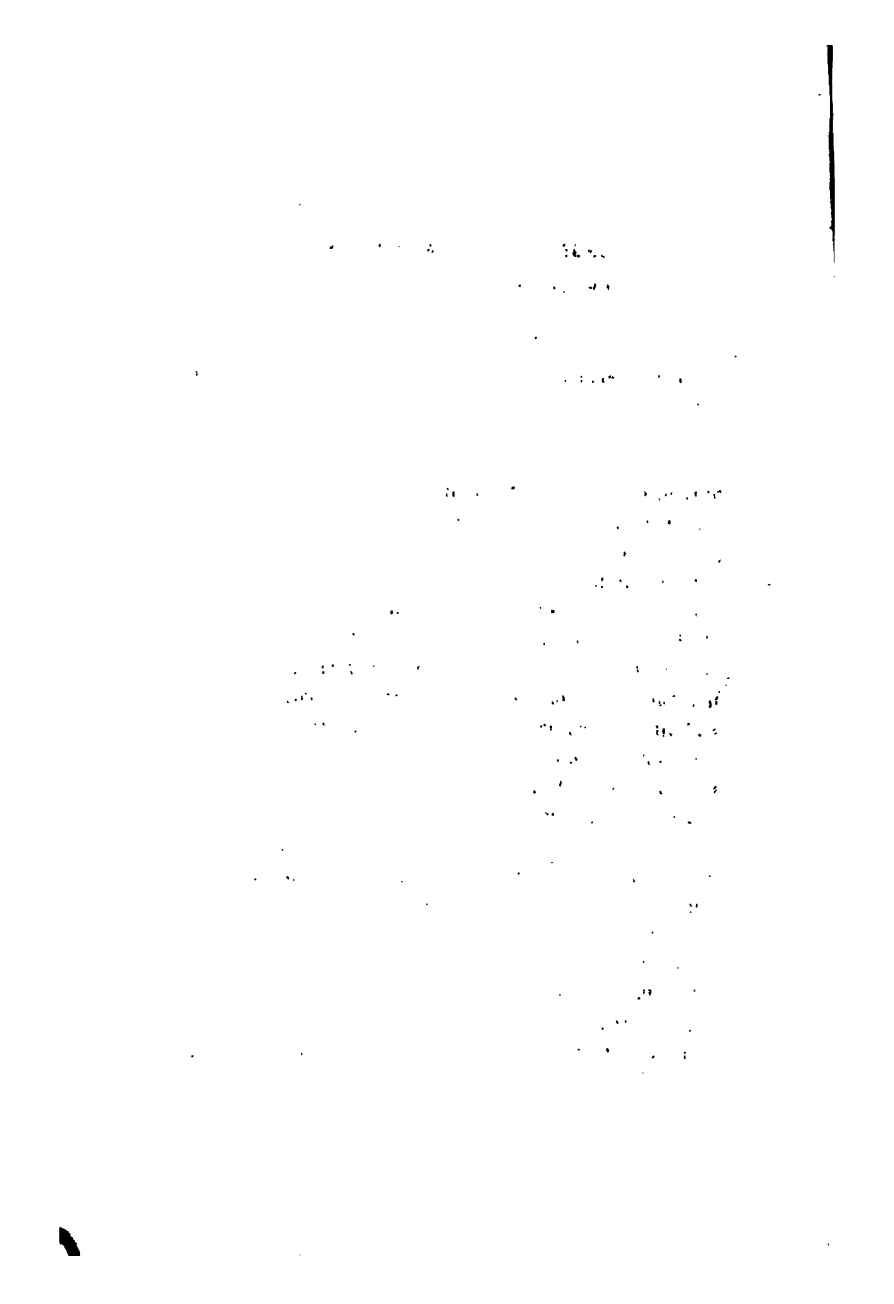
Vinago Oxyura. — Reinwardt.

Taf. II.

Columba oxyura, *Reinwardt.* Col. a queue pointue, *Temminck, Pl. Color.* pl. 240.

Bei dieser Art, verglichen mit der vorigen, bemerken wir ein paar auffallende Abweichungen. Die Flügelfedern führen nicht die schönen, dort angezeigten, gelben Säume, und die Schwanzfedern, welche bei jener fast von gleicher Länge waren, nehmen hier in ihrer Verbindung eine gespitzte, conische Gestalt, indem sich alle gegen die Mitte verlängern, die zwei mittelsten aber ansehnlich hervorragen. Dieser Unterschied der Form läßt allerdings auf abweichende Eigenthümlichkeiten in der Lebensweise beider Vögel schließen, aber Temminck's Nachricht (die einzige, welche wir von dem jetzigen besitzen) schweigt darüber und so können wir wenig mehr als eine Schilderung des Gefieders geben.

Der größere Theil des Körpers, sowohl ober- als unterhalb, ist grün, am prächtigsten auf Hals und Unterleibe. Quer über die Brust läuft ein Strich oder ein halbes Band, von lebhaftem Safrangelb; der After und die unteren Schwanzfedern sind von gleichem Gelb, die letzteren spielen auf der inneren Seite mit Grün. Die größten Schwungfedern zeigen sich schwarz, jene zweiter



VINAGO OXYURA

Größe mit Grau gesäumt. Die längsten des Schwanzes sind oben graubraun, die übrigen dunkelgrau an der Wurzel, dann mit einem schwarzen Querstriche und dahinter, bis zur Spitze, bläulichgrau. Unten bleiben sämmtliche Federn auf zwei Drittheile ihrer Länge schwarz, das Ende wird bleich perlgrau. Die Füße sind zum Theil grün beflaumt, der nackte Theil und die Zehen hochroth, die Klauen grau, stark gekrümmt. Der Schnabel ist stark, gegen die Spitze erhaben und dann gebogen, die Oberseite bleifärbig grau, die kleinere und schwächere Unterseite aber dunkel blaugrau.

Die Heimat ist Java, wo diese Taube viel verbreitet seyn soll. Von den Herren Reinwardt und Diard wurde sie dort entdeckt und Exemplare davon an die Pariser und Leidener Muséen gesandt.

Zu den hier beschriebenen zwei Arten zählt man noch folgende, welche Indien oder die dortigen Inseln bewohnen: **Vin. militaris, psittacea, pompodora** und **vernans.** Afrika besitzt: **Vin. Australis, calva** und **Abyssinica.** Ferner eine schöne neue **Vin. sphenura** vom Himalaya, die Gould in seiner ornithologischen Centurie aus dortiger Gegend zuerst abbildete.

Wir gehen jetzt zu einer nicht weniger reizenden Gruppe über.

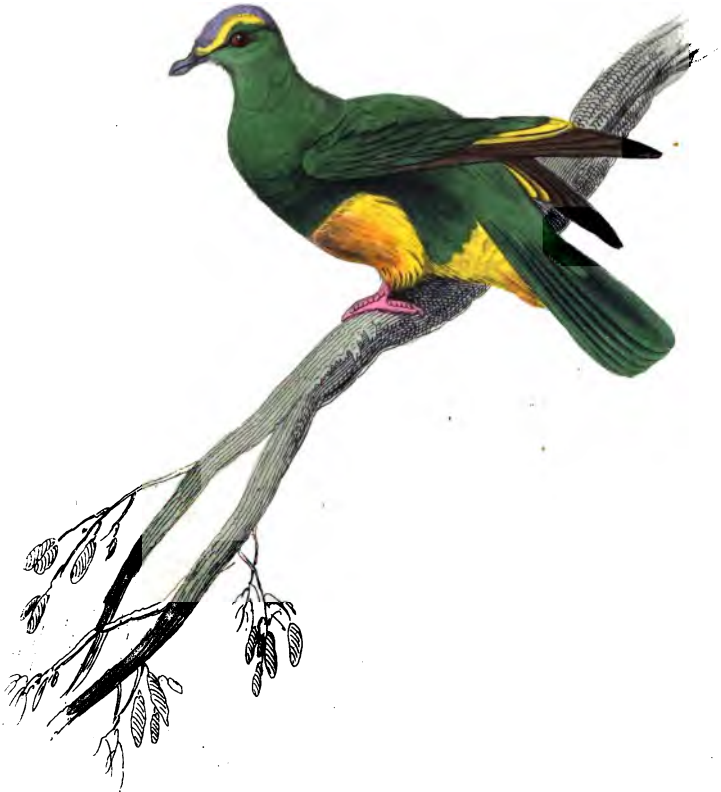
Genus PTILINOPUS. — *Swainson.*

Nahe bei den dickschnäbligen Tauben oder dem Genus Vinago steht eine andere Gruppe, in Nahrung, Lebensweise und Gefieder derselben ähnlich, einheimisch in den Wäldern von Indien, Australien und den Inseln des stillen Oceans, aber verschieden durch die Schwäche und Dünne der Schnäbel, welche sich jenen der gewöhnlichen Tauben nähern. Swainson, im ersten Theile der »zoologischen Zeitschrift,« in seinem interessanten Aufsatze über die Familie Columbidae, versah dieselbe mit dem obigen Namen-Ptilinopus, und zeichnete dabei eine fernere Eigenthümlichkeit im Baue der Flügel aus, die in der Form der ersten Schwungfeder besteht, sich bei Col. purpurata, Lath. und Col. magnifica, Temm. vorfindet und allerdings eine besondere Unterabtheilung zuläßt. Wir folgen theilweise dieser Andeutung, indem wir als G. Ptilinopus jene kleinen Arten annehmen, deren erste Schwungfeder gegen die Spitze plötzlich schmal und verdünnt wird, und wo die Beine bis zu den Zehen stark befiedert sich zeigen. Als Musterform gilt die Col. purpurata, Lath. und zu ihr gehören noch zwei schöne Arten aus den »Pl. color. Temm.« nämlich Col. monacha und Col. porphyrea. Eben so darf Col. cyano-virens, Less. dazu gezählt werden. In einer zweiten Unterabtheilung dürften Col. magnifica, Temm. und Col. aenea, Lath. zu stellen seyn. Diese beiden dienen uns wieder

als Vorbild und bezeichnen das neue Genus als Carpophaga, von ihrem aus Beeren und nußartigen Samenkernen bestehenden Futter. Das G. Ptilinopus, wie wir es jetzt zusammengezogen haben, und das neue, Carpophaga, machen von dem vorigen G. Vinago den Uebergang zu den eigentlichen Tauben. Der Schnabel ist bei ihnen schwächer, die Basis etwas eingedrückt, der weiche Ueberzug nächst den Nasenlöchern nur wenig aufgeschwollen, die Spitze hart, sanft gebogen; der Vorderkopf niedrig, eingedrückt; die Füße sind stark und kurz, bis gegen die Zehen hin mit Federn besetzt, zum Festhalten auf Zweigen wie die vom G. Vinago eingerichtet, indem sich die Sohle ausdehnen und einziehen läßt, die längeren äußeren und die kürzere Mittelzehe aber leicht sich krümmen lassen. Die Flügel haben ansehnliche Stärke und mäßige Länge, die erste Schwungfeder ist bedeutend kürzer als die zweite und, wie schon erwähnt, gegen die Spitze plötzlich schmal, gleichsam beschnitten; eine Eigenheit, die wir auch bei einzelnen Arten aus anderen Gattungen vorfinden, und die von manchen eine nähere Verwandtschaft untereinander andeuten mag. Die dritte und vierte Feder haben

ziemlich die gewöhnliche Form, sie sind die längsten der Flügel. Der Schwanz ist gehörig lang, meistens eckig an den Enden.

Malacca, Celebes und die meisten Inseln des stillen Meeres pflegen mit ihrer Wärme und nähren reichlich mit ihren Früchten diese so schönen Bewohner der Bäume. Die Grundfarbe der Bekleidung ist, wie bei'm G. Vinago, ein lebhaftes Grün, mit Orange und Gelb wechselnd, stellenweise auch purpurfarbig, braunroth und lebhaft blau begränzt. Ihr Benehmen ist schüchtern, da sie fortdauernd in den dichtesten Büschen und Wäldern hausen; ihre dortigen Versammlungen künden sich mit lauten, girrenden Tönen an.



P.TILINOPUS PURPURATUS

Purpurscheitel-Taube.

Ptilinopus purpuratus. — Swainson.

Taf. III.

Columba purpurata, *Lath. Index Ornith.* 2. 398. sp. 17. — *Temm. Pig et Gall.* 800, 1. p. 180. — *Wag. Syst. Av.* Nr. 30. — Purple — crowned Pigeon, Lath. Syn. IV. 626. 15.

Dieses liebliche Geschöpf beschrieb Latham zuerst in seiner »allgemeinen Uebersicht« unter den Arten, die von Tonga-Taboo zu uns gelangten. Es findet sich dort eben so wie in Otaheiti und den nahen Inseln, dann auf Celebes, Timor und in vielen Gegenden von Australien in dichten Wäldern zahlreich vor. Indessen ist es auch wahrscheinlich, daß eine andere nahe Species mit dieser verwechselt und der gegenwärtigen eine größere Ausbreitung, als sie wirklich hat, dadurch angedichtet wurde. Wenigstens wurden uns angebliche Varietäten beschrieben, die wir unmöglich zu Ptil. purpuratus ziehen können. Wagler scheint auch dieser Meinung zu seyn; er schildert das Gefieder beider Geschlechter ganz gleich, und trennt den Vogel, welchen Temminck in seinen »Planches coloriées« als das Weibchen gab, von ihm, unter dem Namen: Columba xanthogastra. Eben so mag es sich mit der von Latham und Temminck erwähnten Abänderung verhalten, deren Hauptschmuck oder Scheitel, statt wie hier, von prächtiger Amaranth-

und Rubinfarbe, tief purpurn und ohne die gelbe Einfassung seyn soll, welche Pt. purpuratus so eigenthümlich bezeichnet. Swainson hingegen, bei den allgemeinen Anmerkungen zu dieser Gattung, in der „zoologischen Zeitschrift," gedenkt eines muthmaßlichen Weibchens oder noch jungen Vogels, bei dem der sonst rothe Scheitel dunkel lilafarbig erschien, und der gelbe Saum nur mit einem schmalen Striche nächst den Augen angedeutet war. Nach allen diesem ist die eigentliche Färbung des Weibchens noch zweifelhaft, und es lassen sich weder die angeführten Varietäten noch die neu benannten Arten unbestritten anerkennen.

Die Größe unserer Purpurscheitel-Taube ist zwischen neun und zehn Zoll. Der Schnabel, ungefähr einen halben Zoll lang, hat eine graue Farbe, seine Spitze oder der hornichte Theil der Oberseite ist gewölbt, der untere zusammengedrückt. Vorderkopf und Scheitel sind mit einem reichen amaranth- oder lilaröthlichen Flecke geziert, den ein schmales, hochgelbes Band rings umzieht. Die Seiten und der hintere Theil des Kopfes, so wie jene des Nackens, führen ein sanftes Grüngrau; Kinn und Schlund sind blaßgelb. Die Federn des unteren Theiles von Hals und Brust haben eine ausgezeichnete Bildung; sie zeigen sich bleichgrün, an den

Säumen aber aschgrau, und jede ist in der Spitze V-artig ausgeschnitten. Jenseits der Brust steht ein blaßgrünes Band, dem ein schmaler, lilaröthlicher Fleck auf der Mitte des Bauches folgt, welcher letztere in lebhaftes Orange und endlich in reines Gelb

übergeht. In den Seiten ist der Körper blaßgrün, der untere Theil des Schwanzes gelb. Der obere Theil des Gefieders zeigt sich reich und glänzend papageigrün, die Schultern spielen in tiefem Purpur oder in Blau nach dem Wechsel des Lichtes; die kürzeren Flügelfedern sind gelb gesäumt. Die längeren und die Schwungfedern führen ein dunkleres Grün, am Ende aber ein blasses Gelb; die erste Feder ist nach innen ungefähr einen Zoll lang, sehr schmal (wie der Holzschnitt bei Vinago zeigte). Der Schwanz hat vierzehn Federn von gleicher Länge, die äußeren sind grün, die inneren schwarzgrün. Die Spitzen aller, nur nicht die zwei Mittelfedern, welche durchaus grün sind, haben ein breites, schön gelbes Band. Die Füße werden bis zu den Zehen von dichten, weichen, gelbgrünen Flaumen bekleidet. Die Sohlen sind breit und flach, die Klauen hart und gekrümmt, die äußeren länger als es die mittlere ist.

Diese Art, wie es der Bau ihrer Füße so deutlich anzeigt, bewohnt fortdauernd waldige Gegenden und nährt sich von den dort vorkommenden Beeren und Früchten, vornehmlich von der Banane und der Limonia bifoliata. Ihre Stimme oder ihr gurgelnder Ton soll angenehm seyn und nach ihm wird die Taube in Tonga-Taboo gewöhnlich Kurukuru genannt. In Othaheiti aber heißt sie Oopa oder Oopuro.

Mönch-Taube.

Ptilinopus monachus. — SWAINSON.

Taf. IV.

Columba monacha, *Reinwardt.* — *Temm.* Pl. Color. 253. — *Wag. Syst. Av.* sp. 35.

Zur vorigen gehört das jetzige kleine, niedliche Geschöpf. Es wurde von Reinwardt auf Celebes entdeckt und von Temminck in seinem oben angeführten Prachtwerke abgebildet. Das Ausmaß ist geringer als bei Ptil. purpuratus und übersteigt nicht sieben Zoll. Von der Lebensweise mangeln nähere Berichte, denn Temminck begnügte sich, Form und Gefieder zu beschreiben, welches Beides mit der vorgedachten Art ziemlich übereinstimmt. Der Scheitel, die Seiten neben dem Schnabel und ein ansehnlicher Fleck auf dem Bauche sind von einem hellen Berlinerblau. Ueber den Augen und den Scheitel umschließend zieht ein hellgelbes Band, und dieselbe Farbe zeigt sich auf dem Halse, dem Ende des Bauches und der Unterseite des Afters. Alles Andere ist glänzend papageigrün; die Flügelfedern erster und zweiter Größe haben gelbe Säume. Die inneren Schwanzfedern sind grau, die äußeren zeigen ausgebreitet ein dunkel-bläulichgrünes Band am Ende. Der Schnabel ist schwarzgrau. Die Füße führen dichten Flaum bis zu den Zehen und eine carmoisinrothe Färbung.

PTILINOPUS MONACHUS

PTILINOPUS CYANOVIRENS

Blaugrüne Taube.

Ptilinopus cyano - virens. — Lesson.

Taf. V.

Columba cyano-virens, Lesson, Voy. de la Coquille pl. 42. M. et F. — Id. Man. d'Ornithol. II. 169.

Einen Wettſtreit um Pracht und Zierlichkeit kann die jetzige mit der vorigen Art erfolgreich wagen, ſo reizend auch jene ſich zeigte. Die blaugrüne Taube iſt unter dem Aequator, in Neu-Guinea, dieſer geſegneten, immerblühenden Gegend, zu Hauſe. Dort wurde ſie zuerſt von der Mannſchaft des zur Weltumſeglung ausgeſandten franzöſiſchen Schiffes La Coquille, und zwar in Menge gefunden. Ihre ganze Länge iſt ſelten über acht Zoll. Der Schnabel zeigt ſich dünn, an der Baſis ſchwarz, die hornartige Spitze lichtgrau, an den Seiten rothbraun. Die Füße ſind kurz und bis zu den Zehen befiedert, ihre Farbe iſt orangegelb, im Baue gleichen ſie ganz jenen von Ptil. purpuratus. Die Oberſeite des Körpers, Flügel, Schwanz und der untere Theil der Bruſt und Seiten ſind prächtig grasgrün. Auf dem Scheitel ſteht ein breiter, indigoblauer Fleck, welche Farbe ſich ebenfalls oben auf den Flügelgelenken und entſchieden auf den Flügelſpitzen zeigt. Die Kehle iſt grauweiß, gegen die Bruſt wird ſie grünlich weiß. Der Hintertheil des Bauches und ein Band von dort gegen

Mönch-Taube.

Ptilinopus monachus. — SWAINSON.

Taf. IV.

Columba monacha, *Reinwardt.* — *Temm.* Pl. Color. 253. — *Wag. Syst. Av.* sp. 35.

Zur vorigen gehört das jetzige kleine, niedliche Geschöpf. Es wurde von Reinwardt auf Celebes entdeckt und von Temminck in seinem oben angeführten Prachtwerke abgebildet. Das Ausmaß ist geringer als bei Ptil. purpuratus und übersteigt nicht sieben Zoll. Von der Lebensweise mangeln nähere Berichte, denn Temminck begnügte sich, Form und Gefieder zu beschreiben, welches Beides mit der vorgedachten Art ziemlich übereinstimmt. Der Scheitel, die Seiten neben dem Schnabel und ein ansehnlicher Fleck auf dem Bauche sind von einem hellen Berlinerblau. Ueber den Augen und den Scheitel umschließend zieht ein hellgelbes Band, und dieselbe Farbe zeigt sich auf dem Halse, dem Ende des Bauches und der Unterseite des Afters. Alles Andere ist glänzend papageigrün; die Flügelfedern erster und zweiter Größe haben gelbe Säume. Die inneren Schwanzfedern sind grau, die äußeren zeigen ausgebreitet ein dunkel-bläulichgrünes Band am Ende. Der Schnabel ist schwarzgrau. Die Füße führen dichten Flaum bis zu den Zehen und eine carmoisinrothe Färbung.

PTILINOPUS CYANOVIRENS

Blaugrüne Taube.

Ptilinopus cyano - virens. — Lesson.

Taf. V.

Columba cyano-virens, Lesson, Voy. de la Coquille pl. 42. M. et F. — Id. Man. d'Ornithol. II. 169.

Einen Wettſtreit um Pracht und Zierlichkeit kann die jetzige mit der vorigen Art erfolgreich wagen, ſo reizend auch jene ſich zeigte. Die blaugrüne Taube iſt unter dem Aequator, in Neu-Guinea, dieſer geſegneten, immerblühenden Gegend, zu Hauſe. Dort wurde ſie zuerſt von der Mannſchaft des zur Weltumſeglung ausgeſandten franzöſiſchen Schiffes La Coquille, und zwar in Menge gefunden. Ihre ganze Länge iſt ſelten über acht Zoll. Der Schnabel zeigt ſich dünn, an der Baſis ſchwarz, die hornartige Spitze lichtgrau, an den Seiten rothbraun. Die Füße ſind kurz und bis zu den Zehen befiedert, ihre Farbe iſt orangegelb, im Baue gleichen ſie ganz jenen von Ptil. purpuratus. Die Oberſeite des Körpers, Flügel, Schwanz und der untere Theil der Bruſt und Seiten ſind prächtig grasgrün. Auf dem Scheitel ſteht ein breiter, indigoblauer Fleck, welche Farbe ſich ebenfalls oben auf den Flügelgelenken und entſchieden auf den Flügelſpitzen zeigt. Die Kehle iſt grauweiß, gegen die Bruſt wird ſie grünlich weiß. Der Hintertheil des Bauches und ein Band von dort gegen

die Seiten sind weiß, diese und fast alle Federn der Unterseite lebhafter oder bläsſer gelbgesäumt. Die untere Schwanzdecke hat wieder weiße Federn mit gelbem Saume, auch die kürzeren Flügelfedern haben hellgelbe Ränder, die sich in drei Querlinien verbinden.

Das Weibchen entbehrt den blauen Hauptschmuck des Männchens, ebenso das Blau auf den Flügelgelenken. Der Vorderkopf und die Kehle sind grau, und statt dem Weiß auf der Unterseite des Bauches zeigt sich ein einfaches bleiches Grün. Sonst bietet das Gefieder keine auffallende Verschiedenheit.

Es ist zu bedauern, daß Lesson in seiner Beschreibung keine Rücksicht auf die erste Schwungfeder genommen hat, deren Auszackung gegenwärtige Art noch näher mit den vorigen verbinden würde. Uns ist dieselbe noch nicht in der Natur vorgekommen; ihre übrige Bildung aber läßt kaum zweifeln, daß sie hierher gehöre, wie denn jene Eigenheit sich auch an den anderen bei Pt. purpuratus erwähnten Arten erweist, deren eine, Pt. porphyrea, von Temminck, in seinen „Planches coloriées" abgebildet steht. Wir haben hier einen Beweis, wie sorgfältig man bei'm Untersuchen und Vergleichen der Gattungen und ihrer Arten zu verfahren habe, da alle einzelnen Formen des Schnabels, der Federn, der Füße u. s. w., und nicht nur oberflächlich das Ganze der Gestalt, betrachtet werden müssen.

Genus CARPOPHAGA. — *Selby.*

Die Vögel dieser Gruppe sind im Ausmaße viel ansehnlicher als die vorigen; die Flügel haben die nämliche Gestalt, aber an der ersten Feder vermißt man den bei G. **Ptilinopus** erwähnten Ausschnitt oder die schmale Spitze. Die Füße haben keine so dichte Bedeckung und die Nasenlöcher stehen hier der Wurzel des Schnabels näher. Bei manchen Arten zeigen sich Grün, Gelb und Purpur als Hauptfarben, andere sind mit broncirtem, metallartigen Schimmer versehen, der mit Dunkelgrün und Purpur wechselt, nachdem er die Strahlen der Sonne empfängt. Diese letzteren bilden den Uebergang zu den eigentlichen Tauben; ihr Gefieder erscheint, wie bei jenen, weniger bunt. Der Schnabel ist an der Wurzel stark eingedrückt, die Membrane der Nasenlöcher etwas aufgeschwollen und hervorragend, die Schnabelspitze wieder zusammengepreßt und mäßig gebogen, das Untertheil kürzer, vorn stärker, an der Basis schwach und schmal. Der Vorderkopf niedrig, die Federn ragen beträchtlich über den weichen Theil des Schnabels. Auf der Oberseite desselben steht bei mehreren ein runder Knopf oder Kolben; nach den verschiedenen Arten in Größe und Gestalt veränderlich; er tritt nur während der Begattungsperiode hervor. Man hielt sonst diese sonderbare Erscheinung für eine Eigenheit des Weibes, jetzt aber will man sie an beiden Geschlechtern bemerkt

haben. Mit der Brutzeit verschwindet die Erhöhung schnell wieder und es zeigt sich auf der Höhe des Schnabels nur ein leichter Einschnitt, wie eine Narbe. Die Füße sind kräftig, zum Anklammern geschickt, die Sohlen flach und breit. Wie bei den vorbeschriebenen ist auch hier die hintere Zehe ganz entwickelt, lang, die zwei äußeren vorderen reichen über die mittelste.

Als Heimat kennen wir nur die Wälder von Indien, den Molucken, Celebes, Australien und den friedlichen Inseln. Die Nahrung besteht in Beeren und größeren Samenfrüchten. Die Muscatnuß, oder vielmehr die saftige Bekleidung derselben, gilt als Lieblingspeise mehrerer Arten, und dieses köstliche Gericht behagt ihnen so sehr, daß sie oft vor Fett platzen, wenn ein Schuß des Jägers sie von Bäumen herabwirft.

Hier erblicken wir wieder eine weise Einrichtung in der Natur, die Fortpflanzung jener trefflichen Gewürzart betreffend. Der Kern oder die eigentliche Nuß wird nämlich meistens bei'm Verzehren der weichen, saftigen Hülle geschluckt; er geht unbeschädigt durch die Organe der Verdauung, und die Aussaat auf neue, entfernte Plätze wird damit erzweckt. Es scheint sogar, daß dieser Weg ihn erst erweichen, erhitzen und zum Wachsthum eignen müsse, wenigstens hat eine leimartige Lauge, den Säften des thierischen Magens ähnlich, in welcher die Kerne durch einige Zeit vor dem Anbaue erweicht wurden, sich zum Keimen höchst wirksam bewiesen. Die Frucht der Banane (Ficus religiosa), ein den Indiern heiliges Gewächs, gefällt nicht weniger diesen Tauben,

als den mit ſtärkeren Schnäbeln verſehenen vom Genus Vinago.

Eine der herrlichſten jetziger Abtheilung wird auf der folgenden (ſechſten) Tafel dargeſtellt.

Prächtige Taube.

Carpophaga magnifica. — Temminck.

Taf. VI.

Columba magnifica, *Temm. in Trans. Linn. Soc.* Vol. XIII. p. 124. — *Id. Pl. Col.* pl. 163.

Temminck, der erste Beschreiber, hat obigen Namen mit vollem Rechte diesem prächtigen Geschöpfe verliehen. Es lebt in den östlichen Theilen von Australien, einer Gegend, die schon so viel wunderbares Neues für alle Zweige der Zoologie geliefert hat. Dort soll es sich hauptsächlich von den Früchten einer Palme nähren, welche die Seefahrer „Kohlpalme" nannten, da sich ihre Knospen und frisch geöffneten Blätter zum Küchengebrauch verwenden ließen. In Gestalt und Eigenheiten verbindet sich Carp. magnifica nahe mit Carp. aenea (oder der Muskatnuß-Taube), und mit Carp. oceanica, welche wir auf der nächsten Tafel geben. In Größe gleicht sie unserer gewöhnlichen Ringtaube, übertrifft sie auch ein wenig; der Schwanz ist stets verhältnißmäßig länger. Der Schnabel ist besonders dünn, sein weicherer Theil bräunlich orangefarb, die hornige Spitze gelblich weiß, schwach gebogen, hart und zusammengedrückt, die Nasenlöcher stehen offen und ihre Decke zeigt sich weniger geschwollen und hervortretend als bei unserer gemeinen Taube; der Vorderkopf, wie bei anderen dieser enge be-

CARPOPHAGA? MAGNIFICA.

gränzten Gattung, ist flach und niedrig, und Federn bedecken den größeren Theil der weichen Schnabelhälfte. Der Kopf, die Wangen und das Obere des Nackens sind blaß bläulichgrau, welche Färbung auf der niederen Hälfte des letzteren Theiles in Grün übergeht. Die Oberseite des Körpers zeigt sich reich goldgrün; sie ändert ihren Schimmer nach den Strahlen des Lichtes; die Flügeldecken sind glänzend hochgelb gefleckt und bilden ein schiefes Querband. Die Schwungfedern und der Schwanz glänzen im herrlichsten, bei jeder Bewegung des Vogels wechselnden Grün. Vom Schnabel abwärts zieht ein feiner, aurikelrother Strich (während die Basis der Federn dunkel saphirgrün bleibt), dieser Strich wird nach unten allmälig breiter und bedeckt zuletzt, mehr in Blau übergehend, Brust und Leib. Das Ende des letzteren, die Schenkel und die Unterseite der Flügel sind lebhaft hochgelb. Die Füße bläulich schwarz, der untere Theil vorn und auf den Seiten mit gelbem Flaume bedeckt, die Klauen stark, sehr gebogen und zum Festhalten auf Zweigen ganz geeignet.

Nächst dieser Art steht eine, vielleicht als Varietät zu betrachtende Taube, Lesson's Col. amarantha, welche auf den Inseln von Neu-Irland und Neu-Guinea vorkommt.

CARPOPHAGA OCEANICA

Ueberſeeiſche Taube.

Carpophaga oceanica. — Lesson.

Taf. VII.

Columba oceanica, *Lesson*, *Voyage de la Coquille*, pl. 41. Id. Man. d'Ornith. V. II. p. 166.

Der Metallglanz des Rückengefieders wird bei dieſem Vogel nur von der vorbeſchriebenen C. magnifica und der, beiden naheſtehenden, C. aenea (Latham.) erreicht, welcher letzteren ſie ſich aber nicht nur durch ihr Farbenſpiel, ſondern durch eine andere merkwürdige Eigenheit verbindet. Es iſt dieſes ein ſchon in den allgemeinen Notizen über die Gattung erwähnter runder Knopf oder Kolben, der ſich um die Fortpflanzungszeit auf der Oberſeite des Schnabels bildet, und bei gegenwärtiger Art bis zur Größe einer minderen Kirſche gelangt. (Bei der C. aenea iſt der Auswuchs nicht ſo groß und weniger rund ausgebildet.) Nach den darüber angeſtellten Beobachtungen verliert er ſich ſpäter, um die Brütezeit, wie wir etwas Aehnliches an unſerem Kreuzſchnabel ſehen, und früher oder ſpäter bemerkt man kaum eine Spur davon auf der Schnabelfläche *). Dieſer auffallende Cha-

*) Du Puy in ſeiner Voyage de la Coquille bemerkt darüber: „Nous citerons de belles colombes muscadivores, dont plusieurs étaient privées de la caroncle noire et

rakter möchte wohl verleiten, Beide als Abänderungen Einer Art zusammen zu ziehen, aber nähere Beobachtungen, die nebst Anderen vorzüglich Lesson anstellte, bewiesen nicht nur eine standhafte Verschiedenheit in der Stellung der Federn und des Stirnknopfes selbst, sondern auch in der Heimat; denn C. aenea (oder die Muskatnuß-Taube) ist auf dem indischen Continente, den Molucken und Neu-Guinea zu Hause, während C. oceanica Carolina und andere Eilande des stillen Meeres bewohnt. Letztere ist ferner um ein Bedeutendes größer als erstere, welche gegen achtzehn Zoll groß ist, während die jetzige nur etwa vierzehn Zoll erreicht. Sonst sind Schnabel, Flügelform und Füße Beider verhältnißmäßig gleich. C. oceanica wurde in großer Menge auf der Insel Onalan von der Mannschaft des zur Weltumseglung ausgelaufenen Schiffes, La Coquille, gefunden, wo sie vorzüglich von einer Art uns unbekannter Beeren lebte, die dort häufig wuchs.

Lesson, in seinem »Handbuche der Ornithologie,« gibt von ihr folgende genaue Schilderung: »Ganze Größe vierzehn Zoll. Der Schnabel ein Zoll, auf der Oberfläche mit einem runden, schwarzen, drüsenartigen Auswuchse. Starke, grünlich orangefarbene Füße, bis nahe zu den

---

arrondie, que presentaient le plus grand nombre des espèces. Cet organe entièrement graisseau ne doit s'élever sur le base de la mandibule superieure qu'à l'époque, qu'il se distend, pour recevoir ce fluide, résultat d'une vie en excès, doit après la fécondation se dissiper, se recouvrir et ne plus paraître au dessus des narines, que comme une legère fronçure cutanée."

COLUMBA? PLASIANELLA

Zehen befiedert, die weit auseinander greifen. Die Flügel zugespitzt, ungefähr einen Zoll kürzer als der Schwanz. Vorderhaupt, die Seiten desselben und der Hals grauweiß. Der untere und hintere Theil des Nackens tief blaugrau. Rücken, Flügel und Schwanz gleichfärbig metallglänzend, dunkelgrün. Die Brust und der Vordertheil des Bauches blaßgrau, in Purpur spielend. Hinterleib und Schenkel tief rothbraun."

Zu den vorerwähnten Arten gehören noch: C. hyogastra, C. pinon., C. luctuosa und einige andere, über die uns bestimmte nähere Angaben mangeln.

COLUMBA? PLASIANELLA

Faſan-Taube.

Columba Phasianella. — Temminck.

Taf. VIII.

Columba phasianella, *Temm. Pl. Col.* 100. *Id. in Trans. of Linn. Soc.* Vol. 13. pag. 129. — Columba Amboinensis, *Auct. Juv.*

Ehe wir zur Gattung der eigentlichen Tauben, Gen. Columba, übergehen, müſſen wir etlicher Arten gedenken, welche ſämmtlich die Inſeln Sonda, die Molucken, Philippinen und Java bewohnen. Neben der gegenwärtigen, die als Muſter gilt, ſtehen noch C. Macroura, C. Nuchali und C. Reinwardtii. Sie führen manche Kennzeichen der vorbeſchriebenen Familien, während ſich wieder bei Allen einzelne Abweichungen zeigen. Noch ſind wir nicht zu dem Beſitze eines Exemplars in der Natur gelangt, um ſchärfer unterſuchen zu können; nach den vorhandenen guten Original-Abbildungen läßt ſich aber vermuthen, daß jene Arten zuſammen in ein neu zu errichtendes Genus in der Nähe vom Genus Ptilinopus gehören dürften. Wenigſtens ſind Schenkel und Füße ganz von nämlicher Bildung; erſtere mit Federn tief herab bekleidet, letztere haben ſtarke, zum Feſthalten auf Bäumen geeignete Zehen, die zwei vorderen, äußerſten lang, die mittelſte kürzer, die hintere gleichfalls lang, die Sohle iſt breit, dehnbar, die Klauen

sind stark und sehr gebogen. Der Schwanz gleicht bei einer Species (C. Reinwardtii) mehr der Form vom G. Vinago. Die Spitze des Ober- und Untertheiles vom Schnabel ist bei Allen hart und fest, der erstere mit sichtbarer Einzähnung und mäßig gebogen. Hier zeigt sich Annäherung zum G. Vinago und G. Columba. In der Lebensweise schließen sie sich den Waldbewohnern an; ihre Nahrung besteht in Beeren, Früchten und Samenkernen. Bis zur festen Stelle im Systeme haben wir hier die ältere (weitläufiger gemeinte) Bezeichnung fortgelten lassen.

Temminck in seiner Nachricht über die »Fasantaube« sagt, daß sie genau die Gestalt und den Bau der nordamerikanischen Col. migratoria besitze. Seiner Meinung können wir nicht beipflichten, vielmehr ergeben sich mehrere bedeutende Abweichungen, und nur die Form des Schwanzes ist dieselbe. Auch läßt die weite Entfernung von Beider Wohnorten ohnehin beträchtliche Verschiedenheit erwarten.

In der Länge hält unsere jetzige Art vierzehn bis sechzehn Zoll, der Schwanz allein über sieben Zoll. Die Flügel sind kurz, indem sie, angeschlossen, die Schwanzwurzel nur gegen anderthalb Zoll überragen, sonst abgerundet; die dritte Schwungfeder ist die längste; die erste und vierte den übrigen gleich. Der Schnabel, vom Kopfe an gemessen, ist ungefähr drei Viertel Zoll; die Spitze des Obertheiles zeigt sich mäßig gekrümmt und hat eine deutliche Kerbe, der Untertheil ist eckig, hart und fest. Der Hals gelblich weiß. Der Kopf, die Seiten des Halses, wie überhaupt die Federn vom Untertheile

des ganzen Körpers sind orangebraun. Der Nacken schimmert reich purpurartig violett mit hellem goldenen Widerspiel, nachdem man ihn gegen die Sonne wendet. Der Rücken, die Flügeldecken und überhaupt die Oberseite des Körpers sind tief rothbraun, bei wechselnder Beleuchtung metallartig glänzend. Der keilförmig zugespitzte Schwanz hat in seiner Mitte zwei einfärbig braune Federn, die anderen auf den Seiten führen einen schieflaufenden schwarzen Querstrich. Die Füße und der nackte Theil der Schenkel sind rothbraun. Die Sohle unter den Zehen ist sehr breit; sie sichert dem Vogel einen festen Stand auf den Baumzweigen.

Die Jungen zeichnen sich durch einen schmutzig rothbraunen Nacken mit schmalen schwarzen Querstreifen aus, während der Bauch blaß röthlichgrau mit kleinen dunklen Flecken erscheint; der Rücken ist mehr haarbraun und die kürzeren Flügelfedern sind mit tiefem Orangebraun gerandet.

Temminck in den „Transactions of the Linnean Society" (a. ang. O.) beschrieb zuerst ein von Australien nach Europa gekommenes Exemplar. Seitdem wurden ihrer mehrere aus den anfangs benannten Gegenden uns zugeführt. Die Fasantaube wohnt dort in Wäldern und nährt sich von einer Art von Piment und anderen hitzigen, aromatischen Beeren, welche sie sämmtlich ganz verschluckt. Ihr Fleisch ist dunkel von Farbe, von trefflichem Geschmacke.

Genus COLUMBA. — *Auct.*

Wir kommen nach der Betrachtung mehrerer vorstehenden Gattungen jetzt zu dem G. Columba, einer großen, über alle Welttheile verbreiteten Familie, von der unsere gemeine Haustaube als Muster gelten mag. Auch lassen wir so manche Arten hier stehen, die eine schärfere Untersuchung, welche nicht der Zweck dieses kleinen Werkes ist, vielleicht davon absondern würde. Indem uns die Ringtaube (C. Palumbus), die Holztaube (C. Oenas) und die Felsentaube (C. Livia) als Unterabtheilungen gelten, kann die Mehrzahl ihnen beigezählt werden, die übrigen, im Bau und in der Lebensweise verschiedeneren, mögen über ihre Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit eine nochmalige Prüfung erwarten, welche sie entweder mit dem Vorhandenen verbinden oder davon, unter Darlegung hinreichender Gründe, trennen wird.

Das jetzige Genus charakterisirt sich durch einen minder starken Schnabel; die Spitze desselben ist hart, erhaben und mäßig gebogen, die Nasenlöcher werden zum Theil von einer weichen, vorragenden Membrane geschützt, die Kreise um die Augen bleiben mehr oder weniger nackt. Die Füße, eben sowohl zum Laufen als zum Sitzen auf Bäumen geeignet, führen eine hintere Zehe von mäßiger Länge, die vorderen äußeren sind mit der mittleren gleich groß, die Klauen so gestaltet und gestellt, daß sie den Gang auf flacher Erde nicht hin-

dern. Die Flügel vollkommen ausgebildet und zugespitzt, die zweite und dritte Feder am längsten. Gewöhnlich ist der Schwanz eckig, von mäßiger Größe.

Die angeführten Kennzeichen sind aber nicht alle deutlich bei jenen Arten vorhanden, welche Uebergänge in andere Familien machen; so sehen wir z. B., daß die auf Bäumen lebenden Tauben sich in der Form der Füße und Zehen mehr dem G. Ptilinopus nähern und sich von denen entfernen, die auf Feldern und in Höfen wohnen.

Die Grund- oder vorherrschende Farbe ist ein, viele Abstufungen durchlaufendes Blaugrau. Die Federn des Nackens werden gewöhnlich durch lebhaften Metallglanz verschönert, der aus ihrer Form und Stellung hervorgeht. Alle Tauben sind wild und furchtsam (mit Ausnahme der ziemlich gezähmten Haustaube); sie leben truppweise beisammen und theilen sich nur zur Brutzeit in einzelne Paare. Viele Arten suchen ihre Nahrung auf dem Erdboden. Diese besteht in Getreide, als: Korn, Gerste, Weitzen, Haber u. s. w., in Wicken, Erbsen, Bucheckern und mehreren Sämereien, gelegentlich auch in den jungen Knospen mancher Sträucher und Pflanzen. Ihr Fleisch ist saftig und nahrhaft. Der Flug kraftvoll, schnell, ausdauernd, mehrere Arten wandern periodisch in ferne Gegenden. Sie bauen in Zweige, hohle Stämme, Klüfte und zwischen Mauern ein flaches leichtes Nest von Stroh und Reisern, mit Wolle, Federn, Haaren u. s. w. nachlässig ausgefüttert. Selten legen sie mehr als zwei Eier, deren Farbe rein weiß ist und die zwischen achtzehn und ein und zwanzig Tagen von

beiden Geschlechtern wechselweise gebrütet werden. Die Jungen sind anfangs mit dünnen Flaumen bedeckt, denen aber bald die eigentlichen Federn folgen. In den ersten Tagen werden sie von den Eltern mit einem dünnen, milchigen Breie geätzt, der sich aus den, in ihrem drüsigen Kropfe bewahrten, halbverdauten Futterkörnern bereitet, bis sie nach und nach härtere Nahrung vertragen lernen.

COLUMBA SPADICEA

Kastanienbraune Taube.

Columba spadicea. — Latham.

Taf. IX.

Columba spadicea, *Lath. Ind. Ornith. Supp.* p. 9. Sp. 7. — Colombe géant, *Temm. Pig. et Gall.* Ed. 8vo, p. 94.

Nicht ohne Bedenken setzen wir, unseren Vorgängern folgend, diese schöne und ansehnliche Art in das G. Columba. — Wenn sie von einer Seite durch einzelne Formen sich diesem anschließt, so kann von einer anderen nicht geläugnet werden, daß sie im Ganzen und durch den Metallglanz ihres Körpers mit einigen Arten des G. Carpophaga nahe verbunden sei und vielleicht dort eben so gut am Schlusse, wie hier am Anfange stehe.

Ihre Heimat ist auf den Freundschafts- und anderen Inseln des stillen Meeres. Latham und Temminck haben sie genau nach der Gestalt und Färbung beschrieben; über die sonstigen Eigenheiten und Lebensweise ließen sie uns aber im Dunkeln, was wir um so mehr bedauern, als eben deßhalb die Mittel fehlen, ihre feste Stellung im Systeme zu ergründen. Temminck erwähnt eines Umstandes, den Latham mit Stillschweigen überging: die schwach gabelförmig ausgezackte Spitze des Schwanzes und die Sprödigkeit seiner Federn; aber er gibt keine weiteren Andeutungen über deren muthmaßliche Nothwendigkeit. Nach der

Bildung der Füße und der Zehen läßt sich annehmen, daß diese Taube mehr eine Baum- als Erdbewohnerin sei; ihren Klauen fehlt dagegen wieder die starke Krümmung, welche die von G. Ptilinopus haben; sie sind flacher und mehr bestimmt, den Gang auf der Erde und das Aufsuchen des Futters daselbst zu erleichtern.

Im Ausmaße hält sie zwischen neunzehn und zwanzig Zoll. Kopf, Hals und Brust sind tiefgrün mit reichem Metallschimmer. Der Scheitel und der untere Theil des Genickes zeigen sich olivenfärbig oder bräunlichgrün mit röthlichem Widerspiel; der Unterleib ist rein weiß. Der Rücken, die Schultern und kürzeren Flügelfedern führen stark metallglänzendes Braunroth. Die größeren Schwungfedern sind lebhaft purpurbraun, in Grün schillernd. Der Schwanz besteht aus zwölf Federn, die äußerste auf jeder Seite ist etwas länger als die inneren; die Farbe aller ist ein rußiges Dunkelbraun, mit Grün und Purpur sich spiegelnd, der äußerste schmale Saum wird ockergelb, die Unterseite aber blaßgrau mit grünlichem Glanze. Der Schnabel ist rothgelb, die Füße sind entschieden roth.

COLUMBA DILOPHA

Doppelschopfige Taube.

Columba dilopha. — Temminck.

Taf. X.

Columba dilopha, *Temm. in Trans. of Linn. Soc.* Vol. 13. p. 124. — *Id. pl. Col.* pl. 162. — *Wagl. Syst. Av.* Sp. 11.

Bei'm ersten Anblicke zeigt sich hier eine auffallende Merkwürdigkeit; außer dem Schopfe, der vom Hinterhaupte gegen den Nacken herabhängt, und den man bei sehr verschiedenen Vögeln antrifft, hat gegenwärtige Art einen andern, überhaupt also, doppelten Schopf, welchen dünne, rückwärts gekrümmte Federn bilden, und der vor dem gewöhnlichen auf dem Vorderkopfe und der Schnabelwurzel steht. Diese zweifache Zierde scheidet die jetzige von allen übrigen Tauben und bringt sie einigen Fasanen- oder Pfauen-Arten näher. Uebrigens aber vereinigt sie sich in ihrer Gestalt nahe mit C. spadicea; Füße und Flügel sind wie bei jener. Temminck, der erste Beschreiber, deutet darauf mit den Worten: „Die neue C. dilopha und C. spadicea stehen enge verbunden in ihrer äußeren Erscheinung, und gleichen eine wie die andere so ziemlich unserer europäischen Ringtaube." (C. Palumbus.) Der gelehrte Forscher hat hier aber den Unterschied der Füße und Zehen übersehen, die bei C. spadicea und dilopha, wie schon bemerkt wurde, den Uebergang vom G. Ptilinopus

zum G. Columba machen, und für welche einst eine eigene Unterabtheilung bestimmt werden dürfte, wo dann auch C. Trocaz aus den »Illustrations of Ornithology« mit Anderen ihre Stelle findet.

In der Größe kommt unsere doppelschopfige der kastanienbraunen Taube sehr nahe; mehrere Exemplare halten gegen achtzehn Zoll. Die Flügel sind lang und kräftig; sie reichen im Ruhestande bis zur Mitte des Schwanzes; die zweite, dritte und vierte Schwungfeder zeigen sich am längsten, einander ziemlich gleich; die fünfte ist noch kürzer als die erste. Der Schnabel ist lebhaft orangefarb, der Obertheil krümmt sich über den kürzeren stumpfen unteren herab. Der vordere Schopf entspringt auf der weichen Haut des Schnabels, gleich an der hornigen Spitze, und besteht aus rückwärts gebogenen dünnen, nach hinten größeren, blaugrauen, mit Rostbraun gemischten Federn. Der zweite Schopf auf dem Scheitel hängt in das Genick über, seine Federn sind länger, gleich den vorigen weich, fast haarig; sie nehmen gegen die Spitze in Breite zu, ihre Farbe ist hoch rothbraun. Jede Seite nächst dem hinteren Augenwinkel wird von einem glänzend schwarzen Striche begränzt. Die Seiten des Kopfes sind blaß rothbraun, Kehle und Schlund perlgrau. Die Federn auf den Seiten und am Vordertheile von Hals und Brust sind, so weit sie vorragen, blaßgrau, an der Wurzel aber schwarz, ihre Form ist gegen das Ende dreizackig; jede Feder hat nämlich außer der schmalen Spitze noch zwei fischelartige, von dieser getrennte Seitentheile. Auf dem Hintertheile des Nackens verschwindet die hier abgebil-

dete Eigenheit und die dortigen Federn laufen zwar noch spitzig, doch ohne bestimmte Trennung zu.

Das Ganze des Rückens, die Schultern und Flügeldecken sind tief blaugrau, jede Feder führt einen dunkleren Saum. Die Schwungfedern, wie die nächsten in der Größe, zeigen sich schwarzblau. Das Ganze der Unterseite ist hellgrau. Der Schwanz am Ende eckig, gegen sieben Zoll lang, an der Wurzel grau gemischt; über dem Saume zieht ein schmales graues, röthlich angeflogenes Querband; die übrige Fläche und der äußerste Rand sind schwarz. Der nackte Theil der Füße und Zehen ist hochroth, die hinterste Zehe stark, die Sohle flach und ausgebreitet. Die Klauen sind lang, wenig gebogen. C. dilopha ist im Innern von Neuholland zu Hause, auch in Java wurde sie gefunden; doch alle über sie erhaltenen Notizen beziehen sich nur, wie bei der vorigen, auf die äußere Erscheinung; über die Lebensweise blieben wir bis jetzt im Dunkeln.

Ring-Taube.

Columba palumbus. — Linnaeus.

Titel-Vignette.

Columba palumbus, *Linn.* I. 282. sp. 19. — *Lath. Ind. Ornith.* II. 601. sp. 32. — Le Pigeon Ramier, *Buff. Ois.* II. p. 531. T. 24. — *Id.* Pl. enl. 316. — *Temm. Pig. et Gal.* V. I. p. 78. — Ring Pigeon, *Br. Zool.* N. 102. — Ring-Dove, *Mont. Orn. Dict.* — *Selby's Illus. Br. Ornith.* I. 406. p. 56. Fig. 1.

Auf der Titel-Vignette vorliegenden Buches finden unsere Leser die ihnen wohlbekannte inländische Art, nach einem besonders schönen, von Stewart abgebildeten Exemplare. Sie kommt unter verschiedenen Namen, als: Ringtaube, große Holztaube, Schlagtaube, Plochtaube, Kohltaube u. s. w. auch in Deutschland, wie überhaupt in ganz Europa vor; bald als feste Einwohnerin, bald nur als Zugvogel, je nachdem Klima und Fruchtbarkeit ihr Wärme und Futter fortdauernd gewähren oder beide Bedürfnisse zeitweise entziehen. Vom Aufenthalte in anderen Welttheilen läßt sich nur zweifelnd sprechen: gewiß ist es, daß ähnliche Tauben von Reisenden mehrmals für die gegenwärtige gehalten und so benannt wurden. Temminck, in seinem Werke, verzeichnet sie als einheimisch in Nord-Asien und Afrika; ferner ist es erwiesen, daß sie in Madeira neben einer

verwandten lebt, die wir in den „Illustrations of Ornithology" als C. Trocaz beschrieben finden. In Amerika ist sie noch nicht beobachtet worden, auch nicht unter den so zahlreichen Arten zwischen den Wendezirkeln der alten Welt. England beherbergt sie von einem Ende des Reiches bis zum andern als immerwährenden Gast; — wenn man auch dort gegen Wintersanfang eine allgemeine Bewegung unter den zerstreuten Thieren bemerkt, die sich in Züge vereinigen, so ist doch entschieden, daß sie, weit entfernt vom Wandern, ruhig in ihren Wohnorten bleiben. Die Menge der Tauben in jeder einzelnen Herde hat ferner daselbst die Vermuthung erzeugt, daß dann fremde, aus entfernten kälteren Ländern sich unter ihnen befinden, aber auch ohne diese, übrigens nicht unmögliche Voraussetzung, läßt sich die Thatsache durch den Zuwachs der vom Sommer herrührenden Jungen und noch mehr dadurch erklären, daß jetzt das Futter auf einzelnen Stellen mühsam gesucht werden muß, während es sich sonst überall in Menge vorfand *).

Diese Vereinigung in dichte Züge findet (in England) gegen Ende Oktober und mit Anfang November Statt, um welche Zeit die Herbstbrut ihre volle Flugkraft erreicht. Sie dauert bis zum Februar, wo die wachsende Sonnenwärme alle zum neuen Paaren auseinan-

*) Der beständige Aufenthalt der Ringtaube in England, Frankreich, Italien, Griechenland u. s. w. ist also von dem in Deutschland sehr verschieden, wo sie im September und Anfangs Oktober fort zu ziehen, im nächsten Februar und März aber, mit dem ersten Eintritte der Frühlingswärme, wiederzukehren pflegt.

Kastanienbraune Taube.

Columba spadicea. — Latham.

Taf. IX.

Columba spadicea, *Lath. Ind. Ornith. Supp.* p. 9. Sp. 7. — Colombe géant, *Temm. Pig. et Gall.* Ed. 8vo, p. 94.

Nicht ohne Bedenken setzen wir, unseren Vorgängern folgend, diese schöne und ansehnliche Art in das G. Columba. — Wenn sie von einer Seite durch einzelne Formen sich diesem anschließt, so kann von einer anderen nicht geläugnet werden, daß sie im Ganzen und durch den Metallglanz ihres Körpers mit einigen Arten des G. Carpophaga nahe verbunden sei und vielleicht dort eben so gut am Schlusse, wie hier am Anfange stehe.

Ihre Heimat ist auf den Freundschafts- und anderen Inseln des stillen Meeres. Latham und Temminck haben sie genau nach der Gestalt und Färbung beschrieben; über die sonstigen Eigenheiten und Lebensweise ließen sie uns aber im Dunkeln, was wir um so mehr bedauern, als eben deßhalb die Mittel fehlen, ihre feste Stellung im Systeme zu ergründen. Temminck erwähnt eines Umstandes, den Latham mit Stillschweigen überging: die schwach gabelförmig ausgezackte Spitze des Schwanzes und die Sprödigkeit seiner Federn; aber er gibt keine weiteren Andeutungen über deren muthmaßliche Nothwendigkeit. Nach der

Bildung der Füße und der Zehen läßt sich annehmen, daß diese Taube mehr eine Baum- als Erdbewohnerin sei; ihren Klauen fehlt dagegen wieder die starke Krümmung, welche die von G. Ptilinopus haben; sie sind flacher und mehr bestimmt, den Gang auf der Erde und das Aufsuchen des Futters daselbst zu erleichtern.

Im Ausmaße hält sie zwischen neunzehn und zwanzig Zoll. Kopf, Hals und Brust sind tiefgrün mit reichem Metallschimmer. Der Scheitel und der untere Theil des Genickes zeigen sich olivenfärbig oder bräunlichgrün mit röthlichem Widerspiel; der Unterleib ist rein weiß. Der Rücken, die Schultern und kürzeren Flügelfedern führen stark metallglänzendes Braunroth. Die größeren Schwungfedern sind lebhaft purpurbraun, in Grün schillernd. Der Schwanz besteht aus zwölf Federn, die äußerste auf jeder Seite ist etwas länger als die inneren; die Farbe aller ist ein rußiges Dunkelbraun, mit Grün und Purpur sich spiegelnd, der äußerste schmale Saum wird ockergelb, die Unterseite aber blaßgrau mit grünlichem Glanze. Der Schnabel ist rothgelb, die Füße sind entschieden roth.

COLUMBA DILOPHA

Doppelschopfige Taube.

Columba dilopha. — Temminck.

Taf. X.

Columba dilopha, *Temm. in Trans. of Linn. Soc.* Vol. 13. p. 124. — *Id. pl. Col.* pl. 162. — *Wagl. Syst. Av.* Sp. 11.

Bei'm ersten Anblicke zeigt sich hier eine auffallende Merkwürdigkeit; außer dem Schopfe, der vom Hinterhaupte gegen den Nacken herabhängt, und den man bei sehr verschiedenen Vögeln antrifft, hat gegenwärtige Art einen andern, überhaupt also, doppelten Schopf, welchen dünne, rückwärts gekrümmte Federn bilden, und der vor dem gewöhnlichen auf dem Vorderkopfe und der Schnabelwurzel steht. Diese zweifache Zierde scheidet die jetzige von allen übrigen Tauben und bringt sie einigen Fasanen- oder Pfauen-Arten näher. Uebrigens aber vereinigt sie sich in ihrer Gestalt nahe mit C. spadicea; Füße und Flügel sind wie bei jener. Temminck, der erste Beschreiber, deutet darauf mit den Worten: „Die neue C. dilopha und C. spadicea stehen enge verbunden in ihrer äußeren Erscheinung, und gleichen eine wie die andere so ziemlich unserer europäischen Ringtaube." (C. Palumbus.) Der gelehrte Forscher hat hier aber den Unterschied der Füße und Zehen übersehen, die bei C. spadicea und dilopha, wie schon bemerkt wurde, den Uebergang vom G. Ptilinopus

zum G. Columba machen, und für welche einst eine eigene Unterabtheilung bestimmt werden dürfte, wo dann auch C. Trocaz aus den »Illustrations of Ornithology« mit Anderen ihre Stelle findet.

In der Größe kommt unsere doppelschopfige der kastanienbraunen Taube sehr nahe; mehrere Exemplare halten gegen achtzehn Zoll. Die Flügel sind lang und kräftig; sie reichen im Ruhestande bis zur Mitte des Schwanzes; die zweite, dritte und vierte Schwungfeder zeigen sich am längsten, einander ziemlich gleich; die fünfte ist noch kürzer als die erste. Der Schnabel ist lebhaft orangefarb, der Obertheil krümmt sich über den kürzeren stumpfen unteren herab. Der vordere Schopf entspringt auf der weichen Haut des Schnabels, gleich an der hornigen Spitze, und besteht aus rückwärts gebogenen dünnen, nach hinten größeren, blaugrauen, mit Rostbraun gemischten Federn. Der zweite Schopf auf dem Scheitel hängt in das Genick über, seine Federn sind länger, gleich den vorigen weich, fast haarig; sie nehmen gegen die Spitze in Breite zu, ihre Farbe ist hoch rothbraun. Jede Seite nächst dem hinteren Augenwinkel wird von einem glänzend schwarzen Striche begränzt. Die Seiten des Kopfes sind blaß rothbraun, Kehle und Schlund perlgrau. Die Federn auf den Seiten und am Vordertheile von Hals und Brust sind, so weit sie vorragen, blaßgrau, an der Wurzel aber schwarz, ihre Form ist gegen das Ende dreizackig; jede Feder hat nämlich außer der schmalen Spitze noch zwei sichelartige, von dieser getrennte Seitentheile. Auf dem Hintertheile des Nackens verschwindet die hier abgebil-

dete Eigenheit und die dortigen Federn laufen zwar noch spitzig, doch ohne bestimmte Trennung zu.

Das Ganze des Rückens, die Schultern und Flügeldecken sind tief blaugrau, jede Feder führt einen dunkleren Saum. Die Schwungfedern, wie die nächsten in der Größe, zeigen sich schwarzblau. Das Ganze der Unterseite ist hellgrau. Der Schwanz am Ende eckig, gegen sieben Zoll lang, an der Wurzel grau gemischt; über dem Saume zieht ein schmales graues, röthlich angeflogenes Querband; die übrige Fläche und der äußerste Rand sind schwarz. Der nackte Theil der Füße und Zehen ist hochroth, die hinterste Zehe stark, die Sohle flach und ausgebreitet. Die Klauen sind lang, wenig gebogen. C. dilopha ist im Innern von Neuholland zu Hause, auch in Java wurde sie gefunden; doch alle über sie erhaltenen Notizen beziehen sich nur, wie bei der vorigen, auf die äußere Erscheinung; über die Lebensweise blieben wir bis jetzt im Dunkeln.

Ring-Taube.

Columba palumbus. — Linnaeus.

Titel-Vignette.

Columba palumbus, *Linn.* I. 282. sp. 19. — *Lath. Ind. Ornith.* II. 601. sp. 32. — Le Pigeon Ramier, *Buff. Ois.* II. p. 531. T. 24. — *Id.* Pl. enl. 316. — *Temm. Pig. et Gal.* V. I. p. 78. — Ring Pigeon, *Br. Zool.* N. 102. — Ring-Dove, *Mont. Orn. Dict.* — *Selby's Illus. Br. Ornith.* I. 406. p. 56. Fig. 1.

Auf der Titel-Vignette vorliegenden Buches finden unsere Leser die ihnen wohlbekannte inländische Art, nach einem besonders schönen, von Stewart abgebildeten Exemplare. Sie kommt unter verschiedenen Namen, als: Ringtaube, große Holztaube, Schlagtaube, Plochtaube, Kohltaube u. s. w. auch in Deutschland, wie überhaupt in ganz Europa vor; bald als feste Einwohnerin, bald nur als Zugvogel, je nachdem Klima und Fruchtbarkeit ihr Wärme und Futter fortdauernd gewähren oder beide Bedürfnisse zeitweise entziehen. Vom Aufenthalte in anderen Welttheilen läßt sich nur zweifelnd sprechen: gewiß ist es, daß ähnliche Tauben von Reisenden mehrmals für die gegenwärtige gehalten und so benannt wurden. Temminck, in seinem Werke, verzeichnet sie als einheimisch in Nord-Asien und Afrika; ferner ist es erwiesen, daß sie in Madeira neben einer

verwandten lebt, die wir in den „Illustrations of Ornithology" als C. Trocaz beschrieben finden. In Amerika ist sie noch nicht beobachtet worden, auch nicht unter den so zahlreichen Arten zwischen den Wendezirkeln der alten Welt. England beherbergt sie von einem Ende des Reiches bis zum andern als immerwährenden Gast; — wenn man auch dort gegen Wintersanfang eine allgemeine Bewegung unter den zerstreuten Thieren bemerkt, die sich in Züge vereinigen, so ist doch entschieden, daß sie, weit entfernt vom Wandern, ruhig in ihren Wohnorten bleiben. Die Menge der Tauben in jeder einzelnen Herde hat ferner daselbst die Vermuthung erzeugt, daß dann fremde, aus entfernten kälteren Ländern sich unter ihnen befinden, aber auch ohne diese, übrigens nicht unmögliche Voraussetzung, läßt sich die Thatsache durch den Zuwachs der vom Sommer herrührenden Jungen und noch mehr dadurch erklären, daß jetzt das Futter auf einzelnen Stellen mühsam gesucht werden muß, während es sich sonst überall in Menge vorfand *).

Diese Vereinigung in dichte Züge findet (in England) gegen Ende Oktober und mit Anfang November Statt, um welche Zeit die Herbstbrut ihre volle Flugkraft erreicht. Sie dauert bis zum Februar, wo die wachsende Sonnenwärme alle zum neuen Paaren auseinan-

*) Der beständige Aufenthalt der Ringtaube in England, Frankreich, Italien, Griechenland u. s. w. ist also von dem in Deutschland sehr verschieden, wo sie im September und Anfangs Oktober fort zu ziehen, im nächsten Februar und März aber, mit dem ersten Eintritte der Frühlingswärme, wiederzukehren pflegt.

derruft. Bei'm erſten Zuſammentreffen ſieht man ſie emſig die Stoppelfelder durchſuchen, ſpäter eilen ſie den Waldungen nach Samenkernen der Bäume zu, endlich erblickt man ſie auf den Rübenfeldern, mit dem Abzupfen der Blattſpitzen und jüngſten Triebe beſchäftigt. Dieſes letztere Futter muß durch den Winter ihren Heißhunger nothdürftig ſtillen; Länder, wo der Schnee in Maſſen fällt und der Boden tief bedeckt iſt, können ihnen daher keine bleibende Stätte gewähren. Sobald der Klee aus der erwärmten Erde hervorbricht und das Saatkorn auf die Aecker geſtreut wird, endigt ihre Faſtenzeit, und man hat bemerken wollen, daß an Orten, wo der Kleeund Getreidebau zunahm, auch die Zahl der Tauben beträchtlich wuchs. Nach der Paarung erſcheinen ſie auf den Futterplätzen gewöhnlich Früh Morgens, und dann wieder Nachmittags, ehe ſie zur Ruhe gehen; die Mitte des Tages bringen ſie, auf Zweigen raſtend, mit der Verdauung ihres Frühmahles zu. Während der letzteren Zeit halten mehrere ſo gute Wacht, daß es trotz aller Kunſtgriffe den Jägern faſt unmöglich wird, ihnen auf Schußweite zu nahen. Abends eilen ſie zum Schlafen in die Wälder; Nadelholz und Eſchen ſind ihnen dazu am gelegenſten; hier aber erwarten die Schützen ihre Ankunft, und die geſuchte Stille wechſelt tragiſch mit dem Donner ferntreffender Röhre.

Wie ſchon kürzlich bemerkt, iſt es das, Ende Februar ſich nähernde, milde Frühlingswetter, welches die Herden auflöſ't, und man kann die ſchönere Jahreszeit von dem Tage an rechnen, da ihre klagenden und girrenden Töne aus dem ſonſtigen Sommeraufenthalte

erschallen. Die Männchen haben jetzt einen besonderen, ausgezeichneten Flug; sie steigen und fallen wechselnd, und erheben sich hoch in die Luft durch die Kraft ihrer Schwingen, deren Oberseiten, mit weit zu hörendem Geräusche, sich fast berühren. Hierauf folgt der Bau des Nestes, und schon mit Ende April sind die Jungen flügge und zum Weiterziehen geeignet. Diese erste Brut gibt verhältnißmäßig geringe Nachkommenschaft; der nackte Zustand der Bäume verräth die Eier allzuleicht dem Blicke der listigen Elster und der Raubgier des hungerigen Raben.

Das Nest ist von lockerem, nachlässigen Baue, fast flach, aus wenigen Zweigen zusammengebogen und anfänglich so dünn, daß man in der Nähe die darin liegenden Eier erkennen kann; auch geschieht es nicht selten, wenn Zufälle das Weibchen beunruhigen, daß sie durchfallen und auf der Erde zu Grunde gehen. Ebenso wird die Stelle des Nestes nicht sorgfältig ausgesucht, und jeder Busch oder Baum scheint dazu willkommen; nur erhalten im ersten Frühjahre die holzreichsten, dichtesten den Vorzug. Endlich ist auch der höhere oder niedere Stand ganz zufällig; bald wird die Wohnung auf dem luftigen Gipfel der Tanne, bald zwischen den dichten Armen der Buche oder des wilden Feigenbaumes, oder auch in der Tiefe, zwischen Dorn- und Hagebuttensträuchen, jungem Waldanfluge u. s. w. angelegt. Die Eier, deren fast immer zwei, sind länglich, an beiden Enden gleich abgerundet, rein weiß. Die Brütung dauert achtzehn bis zwanzig Tage; beide Geschlechter wechseln dabei: das Männchen nimmt die Stelle des Weibchens

ein, wenn letzteres Durst und Hunger auszufliegen nöthigen, und so auch umgekehrt. Gleich nach dem Auskriechen sind die Jungen blind, ihre Haut blau oder schieferfarbig, mit dünnen, gelblichen Flaumen sparsam bedeckt. In dieser Periode der Zartheit und Schwächlichkeit bleiben sie sorgfältig von den Eltern bedeckt und werden von ihnen mit der breiartigen Substanz gefüttert, die diese aus der, im Kropfe vorräthigen, halbverdauten Nahrung emporziehen. Bei zunehmender Stärke und dem Wachsthume des Gefieders erhalten sie die nämliche aber härtere Kost, bis sie kurz vor dem Verlassen des Nestes mit den eben erst verschluckten Samenkörnern gespeis't werden.

Die Ringtaube brütet, wie andere wilde Arten, zweimal im Jahre, zuerst im Frühlinge, dann wieder im Herbste; während der Zeit, daß ihr Futter weniger reichlich vorhanden oder noch nicht gereift ist (im Juni), tritt eine Pause in der Fortpflanzung ein. Die zweite, oder Herbstbrut, kommt in der Regel viel zahlreicher als die erste auf; die Nester sind durch das dichte Laub besser geschützt, die Wärme ist größer und die Speise frisch und kräftig. Zuweilen leidet jedoch diese zweite Generation an einer Seuche, die eine Menge derselben gleich nach dem ersten Ausfluge dahinrafft. Die Krankheit zeigt sich durch ansehnliche Beulen auf Kopf und Füßen, die, schnell zunehmend, den Vogel am Sehen und Sitzen hindern, so, daß er von den Baumzweigen herabfällt, und auf der Erde verschmachten muß. Dieses Ereigniß wurde in einzelnen nördlichen Theilen von England gleichzeitig bemerkt, ohne daß andere Distrikte

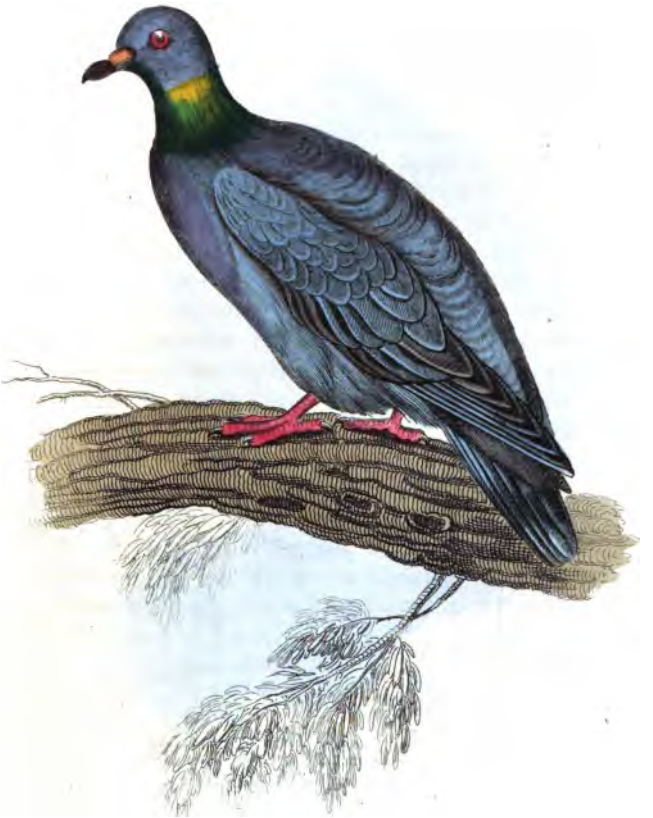
darunter gelitten hätten; wir selbst hatten keine Gelegenheit, Näheres darüber zu erforschen. Das Fleisch der Jungen wie der Alten ist sehr schmackhaft; jenes der letzteren bleibt oft nur wenig hinter dem beliebten des Haselhuhnes zurück. Doch kann man nur so lange eigentlichen Gebrauch für die Tafel davon machen, als die Vögel sich auf den Stoppelfeldern und von Sämereien des Waldes nähren; später erhalten sie von dem Genusse der Rübenblätter eine unangenehme Mahnung an diese Pflanze. Obgleich die Ringtaube ihr Nest zuweilen in der Nähe unserer Wohnungen baut, so bleibt sie doch immer furchtsam und flieht vor jedem Geräusche; in Herden vereinigt ist sie, wie schon gesagt, wachsamer und vorsichtiger als irgend ein anderer Vogel.

Man hat mehrere Versuche gemacht, sie zu zähmen, alle aber blieben bis jetzt ohne Erfolg *). Obgleich sie eingeschlossen nach und nach ihre Schüchternheit verloren, so zeigten sie doch kein Verlangen, sich unter einander, noch weniger mit unseren Haustauben zu paaren, und bei erhaltener Freiheit eilten sie ihren Wäldern zu, ohne die mindeste Anhänglichkeit an den früheren Ort ihres Aufenthaltes durch Wiederkehr zu verrathen.

*) Wir erfahren so eben, daß im Jahre 1834 ein Paar Ringtauben im Gesträuche eines Vogelhauses der Zoological Gardens von London sich ein Nest baute und das Weibchen zwei Eier legte, die durch einen unglücklichen Zufall nach längerer Brütung zu Grunde gingen. Damit wäre denn doch die Möglichkeit der Zucht erwiesen, wenn gehörige Vorsicht und Pflege angewendet werden.

Indem nun diese Art als Musterbild für das in engere Schranken gestellte G. Columba gilt, bemerken wir an derselben Folgendes:

Der Schnabel ist mäßig stark, die Spitze ohne Auszackung, zierlich gebogen, die Nasenlöcher sind durch eine aufgeblähte Membrane beschützt; die Flügel zum hohen und dauernden Aufschwunge geeignet, ihre zweite und dritte Feder ist am längsten, fast gleich groß; der Schwanz eckig oder eben am Ende; die Schenkel sind kurz, die Füße zum Laufen wie zum Festsitzen auf Bäumen bestimmt, unten mit schuppenartiger Bekleidung auf der Rückseite, die äußeren Zehen mit der inneren von gleicher Länge, die hintere viel kürzer als die Fußwurzel, die Sohle nicht so breit und flach wie bei den eigentlichen Baumtauben. Im Ausmaße übertrifft die Ringtaube die meisten übrigen, indem sie sechzehn bis siebzehn Zoll erreicht. Der hornige Theil des Schnabels ist orangegelb, die Wurzel oder der weichere Theil bis über die Nasenlöcher mit einer weißen mehligen Substanz bedeckt. Kopf, Wangen, Kehle, Nacken und Oberseite des Körpers zeigen sich graublau; die Federn auf den Seiten des Halses schillern in Grün, darunter steht ein weißer Fleck, wie ein unvollkommener Ring oder halbes Halsband. Die Achsel- und Flügeldecken sind tief graublau. Die Brust und der Bauch purpurroth, auf der Unterseite der Flügel und gegen den Hinterleib durch mattes Gelb in bläuliches Grau übergehend. Die äußeren Streifen der Flügel und wenige der größeren Federn weiß, die Schwungfedern aber schwarzgrau, nach innen



COLUMBA ŒNAS

denn ihr Wohnort ist allein zwischen Bäumen, während C. livia Felsenhöhlen und Spalten, altes Gemäuer und dergl. wählt. Während der Frühlinge und Sommermonate nistet sie am liebsten in den Höhlen alter, mit Epheu umsponnener Bäume, zuweilen auch zwischen den Gabeln hoher dichter Aeste. Das Nest selbst ist jenem der Ringtaube ähnlich, die zwei weißen Eier sind wie dort geformt, nur kleiner. Ebenso finden zwei Bruten Statt; die erste im Frühlinge, die zweite gegen Ende des Sommers; die Zeit von Ende Mai bis Mitte Juli benützen sie zur Erholung und zum Vergnügen. Mit dem Vorschreiten des Herbstes beginnen sie, sich in zahlreiche Herden zu sammeln, die durch den Winter zusammen halten *), und nicht selten bemerkt man andere Arten wilder Tauben unter ihnen. In mehreren Theilen von Frankreich, noch mehr in den nördlichen Gegenden von Europa, brechen aber diese Herden nach wärmeren Winterquartieren auf, wo der Schnee nicht so tief und so lange ihre Nahrung bedeckt. Ihr Benehmen ist schüchtern, ihre Wachsamkeit der vorgeschilderten gleich, vornehmlich wenn sie vereinigt entlaubte Zweige besetzen. Als Futter gilt ihnen Getreide aller Art, Hülsenfrucht, Bucheckern u. s. w., und wie die Ringtaube flüchten sie zur Zeit der Noth auf Rübenfelder, um mit den jüngsten

*) In Oesterreich und mehreren Provinzen von Deutschland ist C. oenas selten geworden, wahrscheinlich weil bei dem hohen Preise des Holzes abgestorbene Baumstämme sogleich umgeschlagen werden. Auch ist sie für uns, wie C. palumbus, ein Zugvogel, der Ende September abreis't und mit Anfang März wiederkehrt.

Blättertrieben sich zu sättigen. Temminck rühmt ihr Fleisch als von besonderem Wohlgeschmack; dieses dürfte wohl nur von einer gewissen Zeit und einer zufällig erlesenen Fütterung gelten.

Wiederum nahe an jetzige gränzt die gemeine Taube, sowohl in Größe als Gestalt, dennoch haben wir nie eine Vermischung beider bemerkt, obwohl nicht wenige Versuche darüber angestellt wurden. Diese Abneigung der bis jetzt aufgestellten Arten von einander gibt wohl einen Hauptbeweis, daß in ihnen nicht willkürlich entstehende Varietäten verborgen seyen, sondern jede derselben fortdauernd von gleichen Eltern erzeugt werde.

Die Größe der Holztaube ist gegen vierzehn Zoll, die Breite über ihre ausgestreckten Flügel ungefähr sechs und zwanzig Zoll. Der Kopf, die Seiten desselben und die Kehle sind bläulichgrau. Die Federn auf den Seiten und dem Hintertheile des Halses schillern schön grün, in Bronze oder Purpur nach verschiedener Wendung wechselnd. Der Untertheil des Halses und die Brust zeigen sich blaß weinig oder purpurgrau, in einfaches Grau abwärts verschwindend. Rücken und Mantel sind grau mit bräunlicher Beimischung; die kürzeren Flügelfedern, der untere äußere Theil der kleineren Schwungfedern, dann Rumpf und Unterseite nächst dem Schwanze bleich blaugrau. Auf zwei Federn nächst dem Körper und auf mehreren größeren darunter, steht gegen die Spitze ein schwarzer Fleck, doch bilden dieselben keine entschiedene Einfassung der Flügel, wie bei C. livia. Die Spitzen der zweiten und die größten Schwungfedern sind grauschwärzlich. Der Schwanz ist grau an der Basis, mit

einem blaſſeren Querſtreife gegen die Spitzen und einem ſchwärzlichen darüber. Die äußerſte Feder auf jeder Seite bleibt mit einigen Strichen an der Wurzel der übrigen, weiß. Die Unterſeite zeigt den Querſtreif deutlicher. Die Flügel, wenn ſie geſchloſſen liegen, erreichen die Länge des Schwanzes bis auf einen Zoll. Der hornige Theil des Schnabels iſt bleich orangefarb, Füße und Zehen ſind roth, die Klauen bräunlich ſchwarz, ſtark, mäßig gekrümmt, der hintere Theil der Unterfüße führt, wie bei C. Palumbus, eine ſchmale blätter- oder ſchuppenartige Bekleidung. Die Unterfüße ſelbſt ſind länger als ihre mittlere Zehe.

Felsen-Taube.

Columba Livia. — Latham.

Taf. XII.

Columba livia, *Lath. Ind. Orn.* V. 2. 390. sp. 2. v. B. — *Brisс. Orn.* 82. sp. 3. — Colombe Biset, Sauvage, *Temm. Pig.* 800. Edit. 1. p. 125. — *Id. Man. d'Ornith.* 2. 446. — Biset and White-Rumped Pigeon, *Lath.* Ind. 4. 605. 2. A. — Rock-Dove, *Mont. Orn. Dict.* — Id. Sup. — *Selby's Illus. Br. Orn.* 2. 410. pl. 56. F. 2. — The Common Pigeon or Wild-Dove, *Low's Faun. Orcad.* p. 52.

Steile Felsenklippen, vornehmlich solche, die mit Spalten und Höhlungen versehen an den Meeresküsten emporragen, sind die liebsten eigentlichsten Aufenthaltsorte dieser Taube im wilden Zustande. Sie ist daselbst fast durch die ganze Welt zu finden, vorzüglich aber haus't sie in unzählbarer Menge an den bergigen Inselufern von Asien und Afrika und längs dem mittelländischen Meere. In England trifft man sie ebenfalls, wenn die Natur ein gelegenes Asyl baute. Nach Low leben Scharen von ihr auf den mit Steinklüften vielfach umzogenen Orkney-Inseln, wo Möven, Papageitaucher und Wasservögel anderer Art nisten. So kommt sie auch auf den nördlichen und westlichen Gebirgssäumen von Sutherland, in dem zerrissenen Gesteine der Ostseite von Loch Eriboll und dem Kalkstein-Gestade von Durneß und wieder auf der Ostküste von Schottland auf den Felsen

einem blaſſeren Querſtreife gegen die Spitzen und einem ſchwärzlichen darüber. Die äußerſte Feder auf jeder Seite bleibt mit einigen Strichen an der Wurzel der übrigen, weiß. Die Unterſeite zeigt den Querſtreif deutlicher. Die Flügel, wenn ſie geſchloſſen liegen, erreichen die Länge des Schwanzes bis auf einen Zoll. Der hornige Theil des Schnabels iſt bleich orangefarb, Füße und Zehen ſind roth, die Klauen bräunlich ſchwarz, ſtark, mäßig gekrümmt, der hintere Theil der Unterfüße führt, wie bei C. Palumbus, eine ſchmale blätter- oder ſchuppenartige Bekleidung. Die Unterfüße ſelbſt ſind länger als ihre mittlere Zehe.

Felſen-Taube.

Columba Livia. — Latham.

Taf. XII.

Columba livia, *Lath. Ind., Orn.* V. 2. 390. sp. 2. v. B. — *Briss. Orn.* 82. sp. 3. — Colombe Biset, Sauvage, *Temm. Pig.* 800. Edit. 1. p. 125. — *Id. Man. d'Ornith.* 2. 446. — Biset and White-Rumped Pigeon, *Lath.* Ind. 4. 605. 2. A. — Rock-Dove, *Mont. Orn. Dict.* — Id. Sup. — *Selby's Illus. Br. Orn.* 2. 410. pl. 56. F. 2. — The Common Pigeon or Wild-Dove, *Low's Faun. Orcad.* p. 52.

Steile Felſenklippen, vornehmlich ſolche, die mit Spalten und Höhlungen verſehen an den Meeresküſten emporragen, ſind die liebſten eigentlichſten Aufenthaltsorte dieſer Taube im wilden Zuſtande. Sie iſt daſelbſt faſt durch die ganze Welt zu finden, vorzüglich aber hauſ't ſie in unzählbarer Menge an den bergigen Inſelufern von Aſien und Afrika und längs dem mittelländiſchen Meere. In England trifft man ſie ebenfalls, wenn die Natur ein gelegenes Aſyl baute. Nach Low leben Scharen von ihr auf den mit Steinklüften vielfach umzogenen Orkney-Inſeln, wo Möven, Papageitaucher und Waſſervögel anderer Art niſten. So kommt ſie auch auf den nördlichen und weſtlichen Gebirgsſäumen von Sutherland, in dem zerriſſenen Geſteine der Oſtſeite von Loch Eriboll und dem Kalkſtein-Geſtade von Durneß und wieder auf der Oſtküſte von Schottland auf den Felſen

COLUMBA LIVIA.

der Insel Baß und dem Vorgebirge von St. Abb's Head zahlreich vor.

Der Wahn mehrerer Ornithologen, daß die jetzige und die vorige Art als eine einzige zusammen gehören, hat zu nicht wenigen Verwirrungen in ihren Verzeichnissen geführt und Beschreibungen veranlaßt, die beiden sich aneignen sollen, und eben darum das Geschöpf, das sie meinen, nur undeutlich bestimmen. Und doch sind die Unterscheidungszeichen so scharf ausgesprochen, daß nach aufmerksamer Betrachtung kein fernerer Irrthum möglich bleibt, vornehmlich, wenn man als letzten Beweis noch die ganz verschiedene Lebensweise gelten läßt. In der Holztaube sehen wir einen Vogel, der als Bewohner der Wälder sein Nest in Bäume oder auf dieselben baut, zwischen den Zweigen am liebsten weilt, ungefähr wie die Ringtaube u. a. dieser letzteren verwandte; in der jetzigen aber einen Felsen- und Höhlenbewohner, der nie den Wäldern zufliegt, am wenigsten aber in ihnen sich fortzupflanzen geneigt ist.

Die Felsentaube ist in einem anderen Verhältnisse als Haustaube unseren Lesern näher bekannt. Sie wohnt unter Menschen, mit voller Freiheit, aus ihrem Schlage sich zu entfernen und dahin zurückzukehren, doch zeigt sie keine Anhänglichkeit an den Besitzer, noch seltener trifft man einzelne, die wirklich gezähmt heißen können. Die Menschen haben indessen die Neigung dieser Thiere zur Geselligkeit listig ergriffen, statt der natürlichen Höhlen ihnen künstliche gebaut und sie damit zur Unterwürfigkeit und Aufopferung ihrer selbst und der Angehörigen verlockt. Eine ungeheuere Zahl junger Tau-

den wird jährlich nach diesem Systeme erzeugt und zur gesunden, wohlschmeckenden Speise von ihren Schirmherren verkauft und umgebracht.

Das Publikum besitzt so viele kleinere und größere Schriften über Taubenzucht und ökonomische Einrichtung der Taubenschläge, daß wir bei dem beschränkten Umfange unseres Buches dahin verweisen und uns nur einige Hauptbemerkungen erlauben wollen. Sie betreffen zuerst die Form des Wohnortes. Ein runder Thurm, der sich, von der Erde entfernt, auf seiner Achse dreht, scheint dazu viel geschickter, als ein viereckiger oder flacher Verschlag, da die Vögel in dem ersten am leichtesten zu ihren Nestern gelangen und man das Ausnehmen der Jungen, die Reinigung des Baues u. s. w. möglichst bequem vollzieht. Ringsum im Innern, drei oder vier Fuß vom Boden und acht bis zehn Zoll breit, lasse man hölzerne Leisten laufen, um Ratten, Iltisse, Marder, Wiesel und andere solche Räuber, die hinauf klimmen wollen, abzuhalten. Noch zweckmäßiger ist es, wenn diese Umgebung auf der Unterseite mit Blech oder Messing beschlagen ist. Bei größeren Thürmen dürfte eine zweite solche Schutzwehr gegen die Hälfte der Höhe zu empfehlen seyn, die zugleich den einfliegenden Tauben eine Ruhestelle bietet. Die Nester werden am besten in der Ordnung eines verschobenen Viereckes angebracht, nicht gerade übereinander, mit zureichendem Zwischenraume und groß genug, daß die Alten bequem darin sitzen und stehen können, in welcher letzteren Stellung sie ihre Jungen zu füttern pflegen.

Die Nester selbst, oder die dafür geltenden Höhlungen, müssen zeitweise gereinigt oder neu hergestellt werden, welches man gewöhnlich nach den zwei größten Bruten gegen Ende Mai und vor Anfang Winters vorzunehmen pflegt. Der Unrath auf dem Boden des Hauses ist aber wenigstens alle drei oder vier Monate zu entfernen, da sein Dunst und Ausfluß bei allzu starker Anhäufung der Gesundheit der Vögel schädlich ist und sie von den unteren Nestreihen abhält. Rücksichtlich der Aufstellung des Hauses ist eine gegen Süden liegende und den Sonnenstrahlen zugängliche Anhöhe am besten, weil hier die Tauben auch außerhalb gern schwärmen und rasten. Ferner muß man für die Nähe frischen Wassers, allenfalls durch künstliche Mittel, als Springbrunnen, oder mit anderer Art der Leitung sorgen, denn die Tauben trinken und baden gern; ferner dürfen keine Bäume und Sträucher allzu dicht und allzu nah' dem Wohnorte stehen, weil sie den freien Ein- und Ausflug hindern würden, auch werden die Brütenden durch das Rauschen der Zweige bei Sturm und Regen erschreckt. Da die Tauben überhaupt sehr furchtsam sind, so hat man das Haus möglichst weit von anderem Lärm in den Wirthschaftsgebäuden zu entfernen. Ein Taubenhaus von nur mäßigem Umfange liefert durch das Jahr manches Dutzend Junge, und zwar während fast acht Monaten, von Mitte Februar bis Ende Mai, und von Ende Juli bis Ende November, und nur zum Aufrechthalten der Kolonie läßt man einem Theile der letzten Bruten das Leben.

Das Gefieder der Felsentaube ist meistens folgendes: Der Schnabel schwarzbraun, die Membrane an den Na-

senlöchern roth, wie mit weißem Mehle bestäubt. Die Augenkreise sind bleichröthlich orangefarb. Kopf und Kehle blaugrau. Die Seiten des Halses und der obere Theil der Brust dunkel lavendelblau, in Purpur spielend, mit glänzend rothem und grünen Farbenwechsel. Der untere Theil der Brust und des Körpers blaugrau. Die größten und zweiten Federn der Flügel schwarzgesäumt, so daß die Flügel, wenn sie ruhen, zwei breite, geschlossene, schwarze Einfassungen zeigen. Der After ist weiß, der Oberkörper und die Schwanzdecke blaugrau. Der Schwanz dunkelgrau, mit breitem schwarzen Querband nächst dem Ende. Die Schenkel und Füße sind gelblich roth. Die geschlossenen Flügel reichen bis auf einen halben Zoll zur Schwanzspitze.

Zu dieser Species zählen wir nun nicht allein die Bewohnerinnen unserer Hühnerhöfe, die gemeine Haustaube, sondern auch jene vielfältigen Abarten oder Raçen derselben, welche von Tauben-Erziehern und Liebhabern emsig aufgesucht und oft theuer bezahlt werden. Wie verschieden ihre Färbung, Federlage oder Gestalt zuweilen seyn mag, so scheint es doch entschieden, daß sie durch zufällige Varietäten hervorgebracht wurden. Wirklich verdanken die meisten ihre Fortdauer nur der Laune oder dem Eigennutze ihrer Besitzer, die aus den Verschlägen die gleichgebildeten absonderten und wieder allein paarten, während sie bei der Vermischung mit den gewöhnlichen gewiß bald verschwunden wären. Dieses ist die Meinung der neuesten Beobachter, und Temminck in seiner „Histoire naturelle des Pigeons etc.“ spricht sich darüber mit fester Bestimmtheit aus. Die Thatsache,

daß alle unsere Raçen friedlich zusammen wohnen, brüten und Nachkommen geben, ist ein vollgültiger Beweis ihrer gemeinsamen Abkunft; denn es gehört zu den unwandelbaren Gesetzen der Natur, daß ein Thier oder eine Pflanze seines Gleichen und nichts Anderes hervorbringe, und ohne diese Schranke müßten wir schon längst Verwirrungen bemerken, die alle Naturgeschichte und jedes System umstießen. Daß eine Erzeugung von Bastarden oder Kindern zweier verschiedener Eltern-Arten möglich sei, ist allbekannt; wir sehen sie zwischen dem Kanarienvogel und Zeisig oder Stieglitz, zwischen fremden und unseren Hühnern oder Enten, wie unter manchen vierfüßigen Thieren, wenn sie in Gefangenschaft vereinigt wurden; aber immer blieben die Bastarde unfruchtbar und die Eier solcher Vögel, ob sie auch alle Sorgfalt und Pflege erhielten, entbehrten stets des lebenden Keimes. Das Nämliche haben wir an den Bastarden von Taubenarten bemerkt, die sich sonst sehr nahe stehen, nämlich: die gemeine wilde Turteltaube (Turtur communis) und die zahme Lachtaube (Turtur risoria); sie paarten sich leicht und legten Eier, stets aber ohne Erfolg *). Nicht anders würde der Versuch ausfallen,

*) In der Naturgeschichte der „Pigeons de Volière" von Boïtard et Corbié, unter der Aufschrift: „Tourterelle des bois," machen diese Schriftsteller Erwähnung von der Paarung der Bastarde dieser Taube und denen der Tourterelle à collier. „Ils s'accouplent (sagen sie) entre eux ou avec des individus à collier ou des bois; ils se caressent avec la même ardeur, pondent et couvrent leurs oeufs avec la même solicitude, et cependant ces

Blättertrieben ſich zu ſättigen. Temminck rühmt ihr Fleiſch als von beſonderem Wohlgeſchmack; dieſes dürfte wohl nur von einer gewiſſen Zeit und einer zufällig erleſenen Fütterung gelten.

Wiederum nahe an jetzige gränzt die gemeine Taube, ſowohl in Größe als Geſtalt, dennoch haben wir nie eine Vermiſchung beider bemerkt, obwohl nicht wenige Verſuche darüber angeſtellt wurden. Dieſe Abneigung der bis jetzt aufgeſtellten Arten von einander gibt wohl einen Hauptbeweis, daß in ihnen nicht willkürlich entſtehende Varietäten verborgen ſeyen, ſondern jede derſelben fortdauernd von gleichen Eltern erzeugt werde.

Die Größe der Holztaube iſt gegen vierzehn Zoll, die Breite über ihre ausgeſtreckten Flügel ungefähr ſechs und zwanzig Zoll. Der Kopf, die Seiten desſelben und die Kehle ſind bläulichgrau. Die Federn auf den Seiten und dem Hintertheile des Halſes ſchillern ſchön grün, in Bronze oder Purpur nach verſchiedener Wendung wechſelnd. Der Untertheil des Halſes und die Bruſt zeigen ſich blaß weinig oder purpurgrau, in einfaches Grau abwärts verſchwindend. Rücken und Mantel ſind grau mit bräunlicher Beimiſchung; die kürzeren Flügelfedern, der untere äußere Theil der kleineren Schwungfedern, dann Rumpf und Unterſeite nächſt dem Schwanze bleich blaugrau. Auf zwei Federn nächſt dem Körper und auf mehreren größeren darunter, ſteht gegen die Spitze ein ſchwarzer Fleck, doch bilden dieſelben keine entſchiedene Einfaſſung der Flügel, wie bei C. livia. Die Spitzen der zweiten und die größten Schwungfedern ſind grauſchwärzlich. Der Schwanz iſt grau an der Baſis, mit

einem blaſſeren Querſtreife gegen die Spitzen und einem ſchwärzlichen darüber. Die äußerſte Feder auf jeder Seite bleibt mit einigen Strichen an der Wurzel der übrigen, weiß. Die Unterſeite zeigt den Querſtreif deutlicher. Die Flügel, wenn ſie geſchloſſen liegen, erreichen die Länge des Schwanzes bis auf einen Zoll. Der hornige Theil des Schnabels iſt bleich orangefarb, Füße und Zehen ſind roth, die Klauen bräunlich ſchwarz, ſtark, mäßig gekrümmt, der hintere Theil der Unterfüße führt, wie bei C. Palumbus, eine ſchmale blätter- oder ſchuppenartige Bekleidung. Die Unterfüße ſelbſt ſind länger als ihre mittlere Zehe.

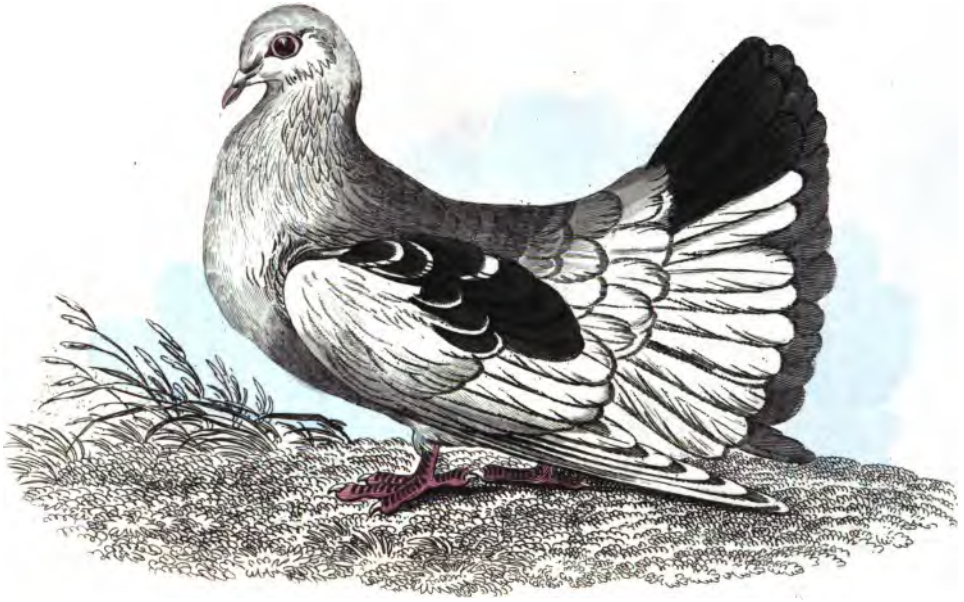
Felsen-Taube.

Columba Livia. — LATHAM.

Taf. XII.

Columba livia, *Lath. Ind. Orn.* V. 2. 390. sp. 2. v. B. — *Brisс. Orn.* 82. sp. 3. — Colombe Biset, Sauvage, *Temm. Pig.* 800. Edit. 1. p. 125. — *Id. Man. d'Ornith.* 2. 446. — Biset and White-Rumped Pigeon, *Lath.* Ind. 4. 605. 2. A. — Rock-Dove, *Mont. Orn. Dict.* — Id. Sup. — *Selby's Illus. Br. Orn.* 2. 410. pl. 56. F. 2. — The Common Pigeon or Wild-Dove, *Low's Faun. Orcad.* p. 52.

Steile Felsenklippen, vornehmlich solche, die mit Spalten und Höhlungen versehen an den Meeresküsten emporragen, sind die liebsten eigentlichsten Aufenthaltsorte dieser Taube im wilden Zustande. Sie ist daselbst fast durch die ganze Welt zu finden, vorzüglich aber haus't sie in unzählbarer Menge an den bergigen Inselufern von Asien und Afrika und längs dem mittelländischen Meere. In England trifft man sie ebenfalls, wenn die Natur ein gelegenes Asyl baute. Nach Low leben Scharen von ihr auf den mit Steinklüften vielfach umzogenen Orkney-Inseln, wo Möven, Papageitaucher und Wasservögel anderer Art nisten. So kommt sie auch auf den nördlichen und westlichen Gebirgssäumen von Sutherland, in dem zerrissenen Gesteine der Ostseite von Loch Eriboll und dem Kalkstein-Gestade von Durneß und wieder auf der Ostküste von Schottland auf den Felsen



COLUMBA VAR TREMULA LATICAUDA.

COLUMBA LIVIA.

Schleier-Taube.

Columba cucullata Jacobina. — Will.

Taf. XIV.

Pigeon Nonnain capucin, *Monog. d. Pig. Domest.* p. 195.

Die sonderbare jetzige Varietät wird von vielen Taubenerziehern für eine eigene Art erklärt, da sie sich mit ihren Auszeichnungen ohne Abnahme derselben unter einander fortpflanzt. Sie ist durch einen Kragen von aufrechtstehenden Federn kennbar, der vom Hinterkopfe über den Hals bis auf die Brust herabzieht, deßwegen man sie auch Perrücken- und Nonnentaube nannte.

Im Ausmaße ist sie eine der kleineren, aber in Gestalt und Wendungen besonders zierlich. Der Schnabel bleibt sehr kurz, die Augen werden von einem schmalen, nackten, fleischfarbigen Kreise umzogen. Die Füße sind ohne Federn. Kopf, Flügel und Schwanz zeigen sich bräunlich oder weiß. Die gewöhnliche Farbe des Kragens oder Schleiers ist röthlich braun, mit Regenbogenschimmer. Der Rücken, die Flügelspitzen und die Brust sind theilweise rothbraun. Auch hat man einzelne Exemplare gefunden, wo Mantel und Flügeldecken dunkelroth mit Schwarz gefleckt waren.

Eine andere, hierher gehörige, einfach rehfarbene Abänderung kommt nicht selten vor, aber die gesuchteste

Kropf-Taube.

Columba var. gutturosa subrubicunda.

Taf. XV.

Columba (Var.) gutturosa subrubicunda. — Pigeon grosse gorge soupe en rin, *Monog. des Pig. Domest.* p. 173.

Das Vermögen, den Schlund auf einen gewissen Grad auszudehnen, ist eigentlich allen Tauben eigen, und gewissermaßen zur Bereitung des Futters für sich und ihre Jungen nöthig; bei der jetzigen Varietät ist es aber weit mehr als sonst entwickelt und muß von einer monströsen Bildung des Schlundes herrühren. Die geschätztesten Exemplare sind diejenigen, wo der Kropf am größten ist und den Umfang des ganzen Leibes erreicht. Daß diese Unförmlichkeit dem Vogel oft beschwerlich werde und ihn bei voller Ausdehnung sogar zwinge, eine widernatürliche, fast perpendikuläre Haltung des Körpers anzunehmen, um das Gleichgewicht auf den Füßen zu finden, ist begreiflich. Auch kann er in solchem Zustande nur mühsam seine Feinde, die Habichte und Falken, erblicken, denen er um so leichter als Beute anheimfällt. Endlich ist er zu unbeholfen, um sich gegen andere Tauben zu vertheidigen, die seine Mißgestalt hassen, mit ihren Schnäbeln nach dem Kropfe hacken und den Armen tödtlich verwunden. Außer diesen

COLUMBA CUCULLATA JACOBINA.

muß durchaus glänzend weiß seyn. Ihre Vermehrung geht sehr geschwinde von Statten, und da ihre Kopfzierde einen langen Flug hindert, so ist sie gern zu Hause. Im allgemeinen Taubenschlage entstehen von ihr andere, zuweilen merkwürdige Abarten.

Kropf = Taube.

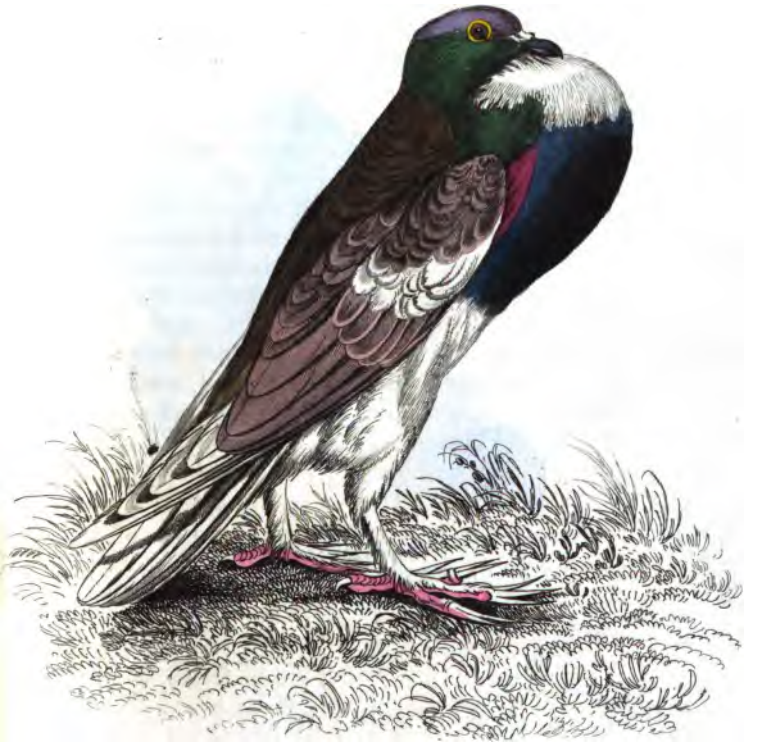
Columba var. gutturosa subrubicunda.

Taf. XV.

Columba (Var.) gutturosa subrubicunda. — Pigeon grosse gorge soupe en rin, *Monog. des Pig. Domest.* p. 173.

Das Vermögen, den Schlund auf einen gewiſſen Grad auszudehnen, iſt eigentlich allen Tauben eigen, und gewiſſermaßen zur Bereitung des Futters für ſich und ihre Jungen nöthig; bei der jetzigen Varietät iſt es aber weit mehr als ſonſt entwickelt und muß von einer monſtröſen Bildung des Schlundes herrühren. Die geſchätzteſten Exemplare ſind diejenigen, wo der Kropf am größten iſt und den Umfang des ganzen Leibes erreicht. Daß dieſe Unförmlichkeit dem Vogel oft beſchwerlich werde und ihn bei voller Ausdehnung ſogar zwinge, eine widernatürliche, faſt perpendikuläre Haltung des Körpers anzunehmen, um das Gleichgewicht auf den Füßen zu finden, iſt begreiflich. Auch kann er in ſolchem Zuſtande nur mühſam ſeine Feinde, die Habichte und Falken, erblicken, denen er um ſo leichter als Beute anheimfällt. Endlich iſt er zu unbeholfen, um ſich gegen andere Tauben zu vertheidigen, die ſeine Mißgeſtalt haſſen, mit ihren Schnäbeln nach dem Kropfe hacken und den Armen tödtlich verwunden. Außer dieſen

COLUMBA TURCICA



COLUMBA VAR. GUTTUROSA

äußerlichen Gefahren ſind andere, innere, nicht weniger zu fürchten, welche in wenigen Tagen die Kropftaube hinraffen. Um die Zeit, daß ſie ihre Jungen füttern, müſſen ſie zur Emporbringung des weichen Futters große Anſtrengungen machen; der Schlund wird entweder ſtark entzündet und es entſteht eine Geſchwulſt, die mit dem Erſticken der Kranken endigt, oder die Muskeln zur Zuſammenziehung des Kropfes laſſen nach, und dieſer Theil wird unfähig, die Nahrung zu empfangen oder zurück zu geben. Unter dieſen Umſtänden, dann, weil ſie ſelten ihres Gleichen erzeugt, auch ihre Form mehr ſonderbar als ſchön iſt, nimmt ſie unter den merkwürdigen Abänderungen nur einen zweiten Rang ein.

Sie erſcheint in allen Färbungen der gewöhnlichen Haustaube; die braunröthliche wird am meiſten geachtet. Die Reitertaube, oder der Cavalleriſt (**Horseman Pigeon**), eine andere beliebte Varietät, ſcheint aus der Vermiſchung der Kropftaube und der großen römiſchen Taube (**Roman Pigeon**) entſprungen zu ſeyn.

Türkiſche Taube.

Columba Turcica.

Taf. XVI.

Columba Turcica vulgaris. _ Pigeon Turc ordinaire, *Monog. d. Pig. Domest.* p. 188. _ Carrier Pigeon.

Die in England unter dem Namen „Brieftaube" (the Carrier) bekannte Varietät ſcheint mit der »türkiſchen Taube« mehrerer Schriftſteller Eines zu ſeyn, da ſie dieſelben Kennzeichen trägt; eine anſehnliche Größe, einen mit Warzen beſetzten Schnabel, die Augen mit breitem, rothen, nackten Hautkreiſe umgeben, ganz aufgerichtete Füße und lange, bis nahe an das Ende des Schwanzes reichende Flügel. Jene engliſche Benennung, ſo allgemein ſie dort angenommen iſt, müſſen wir doch, einverſtanden mit den Verfaſſern der »Monographie des Pigeons Domestiques« für unrichtig erklären; die eigentliche Brieftaube iſt eine andere Abart, welche im gedachten, intereſſanten Werke als Columba tabellaria aufgeführt wird. Letztere, im Widerſpruch mit der erſteren, zeigt ein geringeres Ausmaß, keine Tuberkeln um die Naſenlöcher, und der nackte Kreis nächſt den Augen iſt hier fein gezogen und ſchmal. Rückſichtlich ihrer ſchnellen Vermehrung kommt keine andere der wahren Brieftaube bei, und ausgezeichnet wird ſie vornehmlich durch ihre Anhänglichkeit an

muß durchaus glänzend weiß seyn. Ihre Vermehrung geht sehr geschwinde von Statten, und da ihre Kopfzierde einen langen Flug hindert, so ist sie gern zu Hause. Im allgemeinen Taubenschlage entstehen von ihr andere, zuweilen merkwürdige Abarten.

Kropf-Taube.

Columba var. gutturosa subrubicunda.

Taf. XV.

Columba (Var.) gutturosa subrubicunda. — Pigeon grosse gorge soupe en rin, *Monog. des Pig. Domest.* p. 173.

Das Vermögen, den Schlund auf einen gewissen Grad auszudehnen, ist eigentlich allen Tauben eigen, und gewissermaßen zur Bereitung des Futters für sich und ihre Jungen nöthig; bei der jetzigen Varietät ist es aber weit mehr als sonst entwickelt und muß von einer monströsen Bildung des Schlundes herrühren. Die geschätztesten Exemplare sind diejenigen, wo der Kropf am größten ist und den Umfang des ganzen Leibes erreicht. Daß diese Unförmlichkeit dem Vogel oft beschwerlich werde und ihn bei voller Ausdehnung sogar zwinge, eine widernatürliche, fast perpendikuläre Haltung des Körpers anzunehmen, um das Gleichgewicht auf den Füßen zu finden, ist begreiflich. Auch kann er in solchem Zustande nur mühsam seine Feinde, die Habichte und Falken, erblicken, denen er um so leichter als Beute anheimfällt. Endlich ist er zu unbeholfen, um sich gegen andere Tauben zu vertheidigen, die seine Mißgestalt hassen, mit ihren Schnäbeln nach dem Kropfe hacken und den Armen tödtlich verwunden. Außer diesen

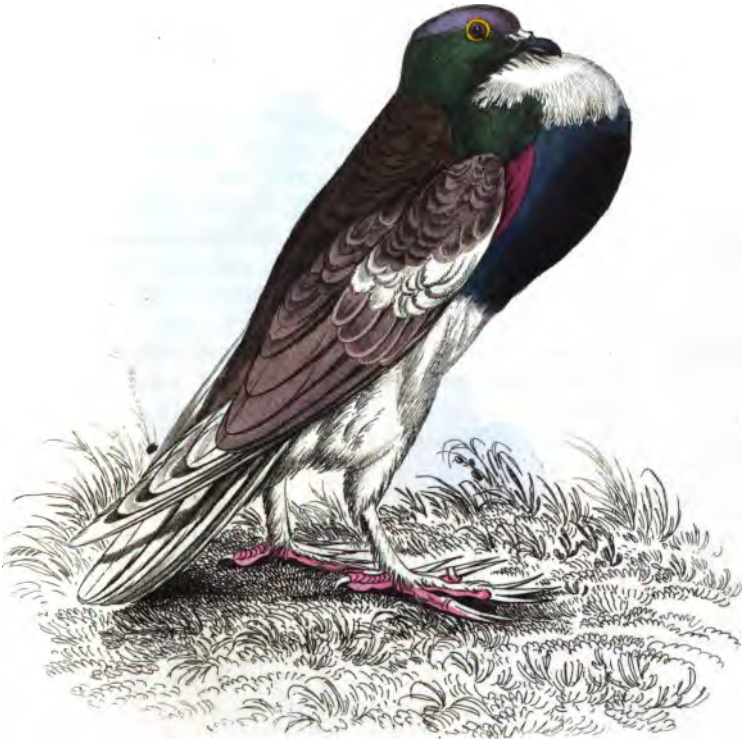
Zug-Taube.

Ectopistes migratoria. — Swainson.

Taf. XIX.

Columba migratoria, *Auct.* — Passenger Pigeon, *Wils. Amer. Ornith.* pl. 44. Fig. 1. *Aud. Ornith. Biog.* p. 319. pl. 62.

Zu den früher geschilderten Gattungen der Tauben stellte, wie eben erwähnt, Swainson eine neue Ectopistes, in welcher er C. migratoria und C. Carolinensis, Auct., verband. Beide, sonst den Turteltauben ähnliche Arten, trennen sich doch durch die Länge der Flügel und des Schwanzes von jenen, also durch die Form der Glieder, die eine andere Art des Fluges und folglich der Lebensweise anzeigen. Die hier abgebildete Species ist auf dem Festlande von Nordamerika zu Hause, wo sie weit ausgebreitet zwischen dem zwanzigsten und sechzigsten Grade nördlicher Breite vorkommt, und zwar zu allen Jahreszeiten, selbst zur Paarungs- und Brütezeit, in ungeheure, zahllose Schwärme vereinigt. So zieht sie, nicht durch den Wechsel der Temperatur, sondern lediglich durch das Vorhandenseyn oder den Mangel der Nahrung bestimmt, von einer Stelle zur andern, und Audubon, der die genaueste Beschreibung lieferte, sagt von ihr Folgendes: „Gelockt durch die Ent-



COLUMBA VAR. GUTTUROSA

äußerlichen Gefahren ſind andere, innere, nicht weniger zu fürchten, welche in wenigen Tagen die Kropftaube hinraffen. Um die Zeit, daß ſie ihre Jungen füttern, müſſen ſie zur Emporbringung des weichen Futters große Anſtrengungen machen; der Schlund wird entweder ſtark entzündet und es entſteht eine Geſchwulſt, die mit dem Erſticken der Kranken endigt, oder die Muskeln zur Zuſammenziehung des Kropfes laſſen nach, und dieſer Theil wird unfähig, die Nahrung zu empfangen oder zurück zu geben. Unter dieſen Umſtänden, dann, weil ſie ſelten ihres Gleichen erzeugt, auch ihre Form mehr ſonderbar als ſchön iſt, nimmt ſie unter den merkwürdigen Abänderungen nur einen zweiten Rang ein.

Sie erſcheint in allen Färbungen der gewöhnlichen Haustaube; die braunröthliche wird am meiſten geachtet. Die Reitertaube, oder der Cavalleriſt (Horseman Pigeon), eine andere beliebte Varietät, ſcheint aus der Vermiſchung der Kropftaube und der großen römiſchen Taube (Roman Pigeon) entſprungen zu ſeyn.

deckung reichen Futters in einer bis dahin unbesuchten Gegend verlassen diese Tauben zuweilen auf Jahre den früheren Wohnort und wandern sämmtlich nach einem fremden. Ich erfuhr, zum Beispiele, mit Gewißheit, daß sie durch längere Zeit in Kentucky häufig waren, später aber dort ganz verschwanden. Sie flogen weiter, als die Eichelmast aufgezehrt war, und kehrten so bald nicht wieder.»

Ihre Kraft zum Fliegen ist bei der Länge der Schwingen außerordentlich, und ohne diese Gabe wäre es für eine solche Menge von Thieren unmöglich, neben einander zu bestehen, da auf keiner Stelle, wo sie verweilen und brüten, das Futter ausreichen würde. Sie durcheilen also täglich ungeheuere Strecken, um das Erforderliche zu finden, worüber Wilson, im Einklange mit Audubon, in seiner Beschreibung den merkwürdigen Umstand anführt, „daß Exemplare davon in New-York getödtet wurden, die ihre Kröpfe voll Reis hatten, den sie auf den Feldern von Georgien oder Carolina eingesammelt haben mußten, als den nächsten Landschaften, welche diese Frucht erzeugen.» Die Entfernung beider Punkte aber beträgt zwischen drei- und vierhundert englische Meilen, und da die Auflösung des Futters in zwölf Stunden vollzogen ist, so läßt sich annehmen, daß sie den ganzen Weg längstens in fünf oder sechs Stunden zurückgelegt hatten.

Eine nähere Erzählung von ihren Aufenthalts- und Brüteplätzen wird unsere Leser nicht langweilen; wir entlehnen sie aus der „amerikanischen Ornithologie» von Wilson.

„Die Rast- oder Lagerstelle der Zugtauben ist stets in Wäldern, und nimmt einen ausgedehnten Raum ein. Wenn sie sich durch längere Zeit irgendwo aufgehalten haben, so bekommt dort Alles das sonderbarste Ansehen. Während die Erde durchaus einige Zoll hoch mit dem Dünger ihrer Excremente bedeckt ist und alle Gräser und zarteren Pflanzen von ihm zerstört werden, liegt die Oberseite mit Zweigen und Aesten bestreut, welche das Gewicht der gemeinsamen Schwere der Vögel herunterbrach, und die Bäume selbst stehen weitum so nackt und entlaubt, als ob die Axt des Holzhauers sie gestutzt hätte. Die Spuren der Verwüstung bleiben durch mehrere Jahre sichtbar und manche Gegenden erholen sich ohne Hülfe der Menschen nie wieder. Wenn nun ein solcher Lagerplatz entdeckt wird, so brechen die Bewohner naher und ferner Orte gegen ihn zur Nachtzeit auf, bewaffnet mit Flinten, Knitteln, Stangen, Kohlentöpfen, um Schwefel darauf zu streuen, und anderen Mitteln zum feindlichen Angriffe. Nun beginnt das Würgen; in wenigen Stunden werden eine Menge Säcke, mit Leichen gefüllt, auf Saumrosse geladen. Von den Indianern wird eine solche Jagd als wichtig und nothwendig für die Hauswirthschaft behandelt und mit vieler List und Gewandtheit durchgeführt.

„Die Brüteplätze zeichnen sich von den Raststellen durch ihren noch viel weitläufigeren Umfang aus. In den westlichen Distrikten, als in Ohio, Kentucky und Indiana, sind sie fast immer in den Tiefen der Waldungen angelegt, in denen sie über große Strecken kreuzweise, in schmalen Linien, ziehen. Nicht weit von Shelbyville,

im Staate Kentucky, war vor fünf Jahren ein solcher Brüteplatz, der sich durch die dortigen Wälder in nördlicher und südlicher Richtung einige (englische) Meilen breit und über vierzig Meilen lang erstreckte. Auf dieser ganzen Straße war jeder Baum mit so vielen Nestern besetzt, als nur die Zweige tragen konnten. Hier erschienen die Tauben vom zehnten April an und verschwanden wieder mit den erzogenen Jungen bis zum fünf und zwanzigsten Mai. Sobald die letzteren erwachsen waren, eben, als sie die Nester verlassen wollten, brachen die Bewohner der Landschaft heerweise auf; sie kamen auf Wagen mit Beilen, Waffen, aber auch mit Betten, Kochgeschirr; Viele, von ihren Familien begleitet, und richteten zuerst ihren Haushalt für mehrere Tage ein. Man erzählte mir, daß das Geräusch der Vögel so groß gewesen sei, daß die Pferde scheu wurden, und um sich verständlich zu machen, war man zum lautesten Schreien gezwungen. Der Erdboden befand sich mit Unrath, gebrochenen Zweigen, Eiern und jungen Tauben bedeckt, die aus den Nestern herabgefallen waren, und mit denen sich Herden von Schweinen mästeten. Habichte, Bußaaren (eine Art von Falken) und Adler tummelten sich in den Lüften und raubten die junge Brut nach Belieben aus den Nestern, während von zwanzig Fuß aufwärts, bis zu den höchsten Gipfeln der Bäume, unzählbare Tauben schrien und durch ihre Menge ein donnerähnliches Rauschen mit den Flügeln machten, das mit dem Gekrache des brechenden Holzes sich mengte. Dazu kam nun der Schall der Holzärte; indem nämlich die Jäger diejenigen Bäume umhieben, die am reichsten

voll Nester waren, suchten sie zugleich solche aus, die im Fallen andere volle Aeste erschütterten, und so erhielten sie von einem einzigen hohen Baume gegen zweihundert Junge, alle fast so groß als die Alten, meistens vom Fette strotzend. Auf einzelnen Bäumen zählte man über hundert Nester, deren jedes ein einziges Junges enthielt; ein Umstand, der in der Naturgeschichte dieser Art, so viel uns bekannt, noch nirgends bemerkt wurde. Unter den Millionen fliegender und unruhig sitzender Tauben herumzugehen, war wirklich gefährlich; denn immer stürzten schwere Holzstücke durch das Gewicht der Thiere nieder, von denen dabei nicht Wenige zu Grunde gingen; die Kleider aber der Männer, die sich nahe hinzu wagten, wurden bald mit Excrementen überzogen. Nachdem mir Vorstehendes von glaubwürdigen Leuten erzählt worden, hatte ich Gelegenheit, selbst einen Augenzeugen abzugeben. Ich besuchte mehrere Meilen lang diesen Brüteplatz und fand die Bäume daselbst mit Nestern bedeckt. Mehr als neunzig zählte ich auf jedem einzelnen Stamme, die aber sämmtlich leer standen, denn die Tauben waren sechzig bis achtzig Meilen weiter, gegen Green River gezogen, wo sie eben so zahlreich, wie früher bei uns, erschienen waren. Noch sah man zahlreiche Schwärme dorthin, als Bestätigung der Angabe, folgen. Die Eichelmast war in Kentucky völlig aufgezehrt und die Tauben hatten sich jeden Morgen kurz vor Sonnenaufgang nach Indiana, gegen sechzig Meilen weit, begeben. Viele von ihnen kehrten vor zehn Uhr zurück, und der große Zug traf bald nach Mittag ein. Ich hatte die Hauptstraße verlassen, um den Brü-

teplätzen bei Shelbyville näher zu kommen, und war mit meiner Flinte auf dem Wege nach Frankfort, als gegen Ein Uhr die Tauben, welche am Morgen nordwärts geflogen waren, in so ungeheuerer Zahl zurückkehrten, wie ich sie nie zuvor gesehen hatte. An einer offenen Stelle, bei der Benson-Bucht angelangt, wo sich eine freie Aussicht darbot, entdeckte ich wahrhaft Erstaunliches! Der Zug ging schnell, in mehreren Schichten übereinander, und so fest geschlossen, daß ich sicher gewesen wäre, mehrere zugleich zu treffen, wenn er nicht höher als die Schußweite geblieben wäre. So breit mein Auge sehen konnte, gewahrte ich die zahllose Prozession, überall gleich dicht gedrängt. Aus Neugier nahm ich meine Uhr in die Hand, um die Dauer zu messen. Es war halb zwei Uhr; ich setzte mich und beobachtete ihn länger als eine Stunde: doch anstatt abzunehmen, wuchs er immer mehr an Zahl und an Geschwindigkeit, und endlich mußte ich aufbrechen, aus Furcht, Frankfort vor Nachts nicht zu erreichen. Gegen vier Uhr Nachmittags kam ich über den Kentucky-Fluß in die Nähe von Frankfort, und um diese Zeit erschien mir jener lebendige Strom noch so breit und so tobend wie anfangs. Lange nachher löst er sich in einzelne Streifen auf; sechs oder acht Minuten später verloren sich auch diese in kleinere Abtheilungen, stets gegen Südwest ziehend, bis endlich nach sechs Uhr Alles vorüber war. Die Breite des Zuges ließ mich auf eine ähnliche Breite des Brüteplatzes schließen, die von einigen dort gewesenen Herren mir mit mehreren Meilen angegeben wurde.»

Bucheckern und Eicheln*), welche in unglaublicher Menge in den Urwäldern Amerika's gedeihen, sind die Hauptnahrungsmittel der Zugtauben, aber auch Buchweitzen, Hanfsamen, indianisches Korn, Reis, allerhand Waldbeeren und kleinere Früchte, wie sie im Laufe der Jahreszeiten vorkommen, werden ebenfalls rein aufgezehrt.

Sie fangen zeitig im Frühjahre zu brüten an, sollen zwei oder drei Bruten im Jahre geben, und nach Wilson jedesmal nur ein einzelnes Ei legen. Audubon aber spricht von zwei rein weißen Eiern, von breiter, elliptischer Form, und fügt noch ausdrücklich bei: »Als eine Sonderbarkeit muß angeführt werden, daß jede Brut aus einem Männchen und einem Weibchen besteht.« Wenn wir nach der Analogie mit anderen nächstverwandten Geschöpfen schließen, so dürfen wir wohl annehmen, daß Audubon glaubwürdiger als Wilson erscheint, welcher Letztere überdem nicht als Augenzeuge auftritt, sondern nur nach der Sage Anderer berichtet. (Wahrscheinlicher ist es uns, daß man selten in einem Neste mehr als Ein erwachsenes Junges treffen werde, da durch Raubvögel, immerwährende Störung der Alten und alle vorerzählten Ereignisse gar viele Eier und kleine Vögel zu Grunde gehen müssen.) Das Nest ist aus.

*) Die europäischen Eicheln wären zu groß und zu hartschalig, um den Tauben zur Nahrung dienen zu können. Aber unter den exotischen Arten dieser Früchte finden sich allerdings mehrere dazu geeignete. M. s. Michaux, Hist des Chênes, Introd. p. 4, etc.

wenigen Zweigen leicht zusammengesetzt und wenig eingebogen, gleich dem der Ring- oder Turteltauben. Bei'm Anfang der Brütezeit lockt das Männchen durch einzelne girrende Töne und mehrere, oft wiederholte Bewegungen; das Schnäbeln findet auch bei dieser Art fleißig Statt. Das Fleisch der alten Vögel ist dunkel, zäh' und trocken; jenes der Jungen aber wird als äußerst wohlschmeckend gerühmt, und soll am besten und sehr fett seyn, wenn sie eben das Nest verlassen wollen. Die Einwohner der Gegenden, wo diese wunderbaren Thiere hausen, schmelzen das Fett zum Küchengebrauche aus, und vornehmlich die Indianer dörren und räuchern zahllose andere, als eine durch das ganze Jahr willkommene Speise.

Die Bildung der Zugtaube ist ausnehmend zierlich. Ihre Flügel sind lang und gespitzt, die zweite Schwungfeder übertrifft die anderen in der Länge. Der Schwanz läuft, stufenweise abnehmend, keilförmig zu, und besteht aus zwölf, gegen die Spitze schmäler werdenden Federn. Der Schnabel zeigt sich schwarz, jenem der Turteltaube gleich, und die kurzen starken Füße sind purpurröthlich. Die Kreise um die Augen nackt, ebenfalls purpurröthlich, die Iris aber schön orangefarbig. Scheitel und Seiten des Kopfes bleich blaugrau, der Hals ist braunroth mit Purpurglanze. Das Hintertheil des Unterleibes weiß. Der niedere Theil und die Seiten des Genickes spielen in Carmoisin, Dunkelgrün und Gold. Das obere Gefieder ist tief blaugrau, mehrere Federn der Achseln und Flügeldecken haben schwarze Flecke. Die Schwungfedern sind schwarzgrau, ihre äußeren Säume bläulich-

grau. Die zwei Mittelfedern des Schwanzes ganz schwarz, die übrigen fünf auf jeder Seite an der Wurzel grau, mit einem schwarzen Streif nach Innen und gegen die Spitzen in Weiß übergehend. Das Weibchen ist in allen Verhältnissen etwas kleiner als das der Turteltaube im Körpermaße gleichende Männchen, und die sämmtlichen Farben seines Gefieders sind zwar wie dort vertheilt, aber viel dunkler.

Dieser Art in jeder Hinsicht sehr nahe steht die C. Carolinensis, Auct., wie solches schon anfänglich bemerkt wurde.

Die nächste Tafel stellt eine zwar kleine aber sehr schöne Taube dar, welche sich nur provisorisch in dieser Abtheilung befindet. Nach der geographischen Lage ihrer Heimat und mehreren Eigenthümlichkeiten im Baue dürfte sie wohl später neben einer anderen, von Freycinet entdeckten, als die Führerin einer neuen, noch unbekannten Gruppe betrachtet werden.

ECTOPISTES? CAPENSIS

Cap-Taube.

Ectopistes (?) *capensis.*

Taf. XX.

Columba Capensis, *Auct.* — Columba atrogularis, *Wagl. Syst. Av.* sp. 108. — Tourterelle à cravatte noire du Cap d. b. Esp. *Buff. Pl. Enl.* p. 140. — Colombe tourterelette, *Temm. Pig.* 800. I. p. 386. pl. 53. — Id. Pl. Coloriées. Jeune mâle, pl. 341. Fig. 2.

Die große Schwanzlänge dieser prächtigen Art — indem derselbe sechs Zoll mißt — gibt ihr einen Schein von Größe, die sie eigentlich nicht besitzt, denn der Körper übertrifft den einer Lerche nur wenig. Die Flügel sind mittelmäßig; sie gehen bis auf ein Drittheil des Schwanzes; die zweite Schwungfeder überragt die erste und ist überhaupt die ansehnlichste von allen. Der Schwanz hat eine gestreckte, keilförmige Gestalt und wird dem der Zugtaube ähnlich; er besteht wie dort aus zwölf Federn, deren Enden sämmtlich abgerundet sind, mit Ausnahme der zwei mittelsten, welche in Spitzen auslaufen. Der Schnabel zeigt sich sehr geringe, ohne Auszackung, und der obere Theil zierlich über den unteren gebogen. Füße und Zehen sind kurz, die Klauen stumpf und wenig gekrümmt, wie es das öftere Verweilen des Thieres auf der Erde erfordert.

Eine andere nahe verwandte Taube ist unlängst in Australien aufgefunden und C. Macquarrii genannt worden; ferner scheint C. venusta, Temm. in dessen „Planches coloriées," in Südamerika lebend, hierher zu gehören.

Die jetzige Captaube, wie es ihr Name anzeigt, ist auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung heimisch und daselbst sehr zahlreich, wohnt aber auch in Senegal, Senegambia und Nubien. Ueber ihre Gewohnheiten und Lebensweise wissen wir nichts Genaues, nur so viel wurde bekannt, daß sie ihr Nest auf niedere Baumzweige und in Strauchwerk baut, und zwei weiße, durchsichtige, zarte, leicht zerbrechliche Eier legt. Das hier abgebildete Männchen hat den Vorderkopf, die Gegend um die Schwanzwurzel, Kinn, Schlund und die Mitte der Brust schwarz gefärbt. Der Scheitel, die Gegend um die Augen, die Seiten des Genickes, der Brust und die kürzeren Flügeldecken sind bleich chocolat- oder braungrau, die Mitte des Unterleibes und die Schenkel weißlich. Die Gegend des Hinterhauptes und des Bürzels ist hell haarbraun. Zwei der größeren Deckfedern und die Flügelfedern zweiter Länge nächst dem Körper haben auf ihren äußeren Fahnen einen breiten, violetten oder purpurfarbig schimmernden Fleck. Die großen Schwungfedern zeigen sich reich orangebraun, ihre äußeren Fahnen und Spitzen bräunlich schwarz. Die unteren Decken der Flügel sind orangebraun, die Achselfedern und unteren Schwanzdecken aber schwarz. Auf dem Rumpfe stehen zwei schwarze Streifen, dazwischen liegt ein blaßgrauer. Die zwei Mittelfedern des Schwanzes sind grau-

braun, von der Basis bis zur Hälfte, dann gehen sie in Schwarz über; sämmtliche, nach Außen sich schnell verkürzende Seitenfedern führen Blaugrau an der Basis, mit breiter schwarzer Binde nächst den grauen Spitzen. Schnabel und Füße sind gelb. Ganze Länge, vom Schnabel bis zur Schwanzspitze, gegen zehn Zoll.

Die Färbung des Weibchens ist trüber; Vorderkopf und Kinn sind hier nicht schwarz, sondern weißlich; der Metallschimmer auf den Flügeln ist geringer, der Schwanz kürzer.

Die Jungen haben statt des schwarzen Schlundes und der gleichfärbigen Brust diese Körpertheile braun, weiß eingefaßt. Die Federn am After und die Flügeldecken zeigen einen schwarzen Streif und endigen dann mit Weiß oder röthlichem Weiß. Der Scheitel ist haarbraun, seine Federn sind röthlichbraun gesäumt. Vorderkopf und Kinn weiß.

Die nächste Abtheilung, für welche wir die Aufmerksamkeit unserer Leser in Anspruch nehmen, besteht aus den Grund- oder Erdtauben (Peristerinae), die sich durch ihren fast immerwährenden Aufenthalt in der Tiefe und durch die, den Hühnern (Rasores) näher kommende Gestalt von den vorbeschriebenen trennen. Bei diesen ist der Schnabel noch dünner, öfters stumpf ausgezackt, die Spitze des Obertheiles sanft gebogen; die Flügel sind kurz und abgerundet, zuweilen concav, wie bei Rebhühnern, Haselhühnern u. s. w. Die Füße länger als bei den wahren Tauben, der Unterfuß übertrifft in

seinem Ausmaße die mittlere Zehe, überhaupt zeigt die Stellung derselben, daß sie mehr zum Laufen als Anklammern bestimmt wurden, denn auch die Klauen sind stumpf und wenig gebogen. Das Gefieder ist einfacher, weniger bunt als zuvor, obwohl es in den Arten, die sich den früheren Gattungen nähern, noch immer geschmückt hervortritt. Mehrere von ihnen laufen sehr schnell, und deßhalb hat man sie in der Jägersprache auch Repphuhn-Tauben (Partridge Pigeons) genannt. Ihr Flug geht gewöhnlich niedrig, kostet Anstrengung und ist nicht so ausdauernd als bei den schon geschilderten.

Zahlreiche Arten besitzen die erwähnten Merkmale ganz oder theilweise, und nach näherer Beobachtung dürften sie in einige generische Unterabtheilungen zu trennen seyn. Swainson hat vorerst zwei davon festgestellt, nämlich: G. Chamepelia, worin die kleinen Erdtauben von Amerika begriffen werden, und G. Peristera, welches durch die hühnergleiche Gestalt des Körpers und Länge der Füße auffällt, und sowohl in Afrika als in Amerika vorkommt. Neben jene Gattungen stellen wir selbst eine neue: G. Phaps (mit welcher Benennung die Griechen einige Taubenarten oder Racen bezeichneten), und zählen zu ihr: C. chalcoptera, Lath., sammt den damit verwandten: C. elegans, Temm., und C. picata, Wagl. Diese Gattung unterscheidet ein längerer dünner Schnabel und das Aeußere der Füße, die mäßig lang und nackt, vorne mit zwei Reihen Schuppen bedeckt, seitwärts und hinten aber mit kleineren Schuppen netzförmig belegt sind. Ein zweites Genus scheint aus

verſchiedenen aſiatiſchen Arten zu beſtehen, deren Rückenfedern ſchön metallartig grün, wie beim G. Ptilinopus, glänzen. Die Füße derſelben haben keine Schuppen, bis auf wenige undeutliche am Vordertheile, unweit des Zehengelenkes. Ihr Schnabel iſt länger, ohne die Spur von Einkerbung. Sie leben zwar auf dem Erdboden, haben aber Kraft und Geſchick zum Fluge. Von dieſen mag C. superciliosis, Wagl., als Muſter dienen.

Genus PHAPS. — *Selby.*

Die Gattung wird, wie ſchon erinnert, durch einen mäßig langen, dabei ziemlich dünnen Schnabel zuerſt bezeichnet, deſſen Obertheil ſich über den unteren ſanft herabbiegt und in der Höhe die Spur eines Knopfes oder einer Einkerbung trägt. Die Flügel ſind mittelgroß, die zweite und dritte Schwungfeder faſt gleich lang und die andern überragend. Der Schwanz einfach abgerundet. Die Unterfüße ſo lang als die mittlere Zehe, ihre Vorderſeite mit einer zweifachen Reihe von Schuppen, die Seiten und der hintere Theil aber mit netzförmig geſtellten, ſechseckigen Schuppen belegt. Die hintere Zehe iſt kurz, die mittlere vordere länger als die zwei äußeren. Die Klauen ſind ſtumpf, wenig gebogen. Als Muſterart gilt C. chalcoptera, Lath., und dazu zählten wir C. elegans, Temm., und C. picata, Wagl.

PHAPS CHALCOPTERA

Erzflügelige Taube.

Phaps chalcoptera.

Taf. XXI.

Columba chalcoptera, Lath. Ind. Ornith. 2. 604. sp. 39. — *Wagler. Syst. Av.* sp. 57. — Columba Lumachelle, *Temm., Pig. 600* p. 103, pl. 22.

Die jetzige Art bleibt zwar hinter manchen anderen Tauben im Reichthum und bunten Wechsel des Gefieders zurück, aber ihr Aussehen ist doch sehr angenehm und gefällig. Einen eigenen Schmuck besitzt sie auf gewissen Stellen der Flügeldecken, welche nach dem Wechsel des Lichtes aus der einfachen Bekleidung des übrigen Körpers hervortreten.

Die erzflügelige Taube ist in Australien und mehreren Inseln des stillen Meeres zu Hause. Sie liebt dürre, sandige Gegenden, und man trifft sie gewöhnlich dort auf der Erde, zuweilen auch auf den niedrigen Aesten der Gesträuche. Sie brütet zwei weiße Eier in den Stämmen alter hohler Bäume, auch wohl ganz am Boden, wo sie ein wenig verborgenes Nest nachlässig baute. Gewöhnlich wohnen nur einzelne Paare beisammen, die sich durch lautes, weitschallendes Rufen verrathen, das einige Aehnlichkeit mit dem Blöcken der Kühe hat. Ihre Hauptnahrung besteht in Beeren, die unseren Kirschen gleichen, deren harte

Kerne man gewöhnlich im Magen findet, so lange sie um Sidney wohnt, in welcher Gegend sie vom September bis zum Februar zu nisten pflegt.

Im Ausmaße ist sie ungefähr unserer C. oenas gleich, indem sie gegen fünfzehn Zoll in ausgestreckter Länge hat. Der Schnabel von der Wurzel bis zur Spitze mißt ungefähr einen Zoll, seine Farbe zeigt sich schwarz, an der Wurzel röthlich. Vorderkopf und ein Längsstrich nächst den Augen und am Schlunde sind weißlich. Der Hinterkopf haarbraun, in's Röthliche spielend, mit breitem, dunkel cochenillefarbigen Saume. Die Seiten des Kopfes und Halses sind blaugrau. Der Untertheil des Halses und die Brust purpurschimmernd grau. Der Bauch eben so grau, mit bleichem, bläulichrothen Purpur. Achseln, Rücken und obere Schwanzdecke haarbraun, mit grünlichem Glanze, die Federn bleicher an den Rändern. Die kleineren und größeren Flügeldecken sind blaugrau, jede Feder nach der Außenseite mit einem breiten, eiförmigen, metallartig leuchtenden Flecke, der nach dem Spiele des Lichtes die Farbe verändert. Die Schwungfedern oben haarbraun, ihre Unterseite wird nach innen bleich orangefarbig begränzt. Eben so sind die Achseln und unteren Flügeldecken. Der Schwanz zeigt sich bläulichgrau, mit breitem, ungefähr einen Zoll von der abgerundeten Spitze entfernten Streife. Die Füße sind roth und führen zwei Schuppenreihen nach vorn, an den Seiten liegen letztere netzartig.

Genus CHAMEPELIA. — *Swainson.*

Kennzeichen: dünner, ganzer Schnabel, die Oberseite an der Spitze zierlich gebogen. Flügel abgerundet, die erste und vierte Feder gleich lang und ein wenig kürzer als die zweite und dritte, beide letztere wieder von einer Größe; die zweite, dritte und vierte an der äußeren Fahne wellenförmig gebogen, die vierte aber nach innen stark ausgezähnt. Schwanz abgerundet, Unterfüße mit der mittelsten Zehe fast gleich lang. Die paratarsia oder äußere Seite des Unterfußes mit einer Reihe kleiner Federn.

Als Muster der Gattung gelte: C. Talpicoti, Temm. Die verschiedenen Arten sind auf dem Festlande von Amerika und den nächsten Inseln heimisch. Mit Ausnahme von C. Hottentotta, Temm., einer verwandten afrikanischen Art, gehören alle zu den kleinsten Tauben, indem ihr Körper nur wenig den eines Sperlings übertrifft. Die Flügel sind rund, dabei aber verhältnißmäßig groß; bei den von uns untersuchten fand sich auf der vierten Feder ein auffallender Zahn oder eine hervorstehende Ausbiegung nächst der Mitte der inneren Fahne. Sie wohnen im Saume der Wälder und Gebüsche paarweise oder doch nur in geringer Anzahl beisammen. Ihr gewöhnlicher Aufenthalt ist am Erdboden, wo sie

CHAMEPELIA TALPICOTI

leicht und ſchnell umherlaufen; ihr Flug geht niedrig, meiſtens in Kreiſen. Das Neſt bauen ſie auf tiefe Zweige oder in Strauchwerk; es iſt nachläſſig zuſammengeſetzt und enthält zwei kugelförmige weiße Eier.

CHAMEPELIA TALPICOTI

Rostfarbige Taube.

Chamepelia Talpicoti. — Swainson.

Taf. XXII.

Columba Talpicoti, *Temm. Pig.* 8vo. I. p. 121. — *Wagl. Syst. Av.* sp. 86. — Colombe-Galline Talpicoti, *Temm.* Ferruginous-Grund-Dove, *Selby.*

Das gedachte kleine Geschöpf, das nur gegen sechs Zoll oder etwas darüber im Ausmaße hält, ist in Brasilien, Paraguay und anderen Gegenden von Südamerika weit verbreitet. Es lebt an freien, angebauten Stellen, am liebsten nächst den Vorsäumen der Wälder oder in Buschwerk, wo es sein Nest auf niederen Zweigen, unfern der Erde, anlegt; niemals hat man eines auf Baumästen oder sonst erhaben gefunden. Dieses niedliche Thier zeigt sich entweder paarweise oder in Gesellschaften von vier und sechs Stück; stärkere Züge kommen nicht vor. Es ist nicht furchtsam, vielmehr zuthunlich, weilt gern in der Nähe der Häuser oder Meiereien und neben den dort beschäftigten Menschen. Wagler führt an, daß es auch in Europa sich leicht in Verschlägen und Vogelhäusern erhalten und fortpflanzen lasse. Seine Nahrung sucht es auf dem Boden; sie besteht in Getreide, Sämereien, kleinen Beeren u. s. w.

Folgendes iſt die Beſchreibung des erwachſenen Männchens: Vorderkopf, Scheitel und Genick aſchgrau. Seiten des Kopfes und Schlund röthlichweiß. Die Oberſeite des Körpers orangebraun roſtfarbig, nur mit wenigen ſchwarzen Querſtrichen auf manchen äußeren Fahnen der Flügeldeckfedern. Die Unterſeite des Körpers dunkelweinroth. Achſelfedern und ein Theil der unteren Flügeldecken ſchwarz. Die zwei Mittelfedern des Schwanzes roſtbraun, die übrigen braunſchwarz mit rothbraunen Spitzen, mäßig ausgeſchweift. Schnabel und Augenkreiſe rothgrau. Füße und Zehen blaßroth, die Vorderſeite der Unterfüße mit einer Reihe ſchmaler Federn. Die Schwungfedern breit, die vierte mit einer anſehnlich vorſpringenden Auszähnung (wie neben) auf der Mitte der inneren Fahne.

Das Weibchen hat einen ſchmutziggrauen Scheitel, die Oberſeite des Körpers iſt braunröthlich, Achſeln und Flügeldecken wie beim Manne. Der untere Theil des Gefieders ſchmutziggrau, mit bleichröthlichem Purpurſchimmer.

Eine andere Art, Chamepelia Picui, gleicht in ihrem Gefieder ziemlich dem Weibchen von C. Talpicoti. Die Flügeldecken ſind nur tiefer roth, und die dortigen ſchwarzen Querſtreife breiter. Die ganze

Unterseite der Flügeldecken, so wie die Schwungfedern, zeigen sich hier schwarz. Der Schwanz ist mäßig abgerundet, der Saum der äußeren Federn weiß. In Größe übertrifft sie C. Talpicoti, da sie volle sieben Zoll mißt. Uebrigens zeigt sich die vierte Schwungfeder ausgezähnt und der Unterfuß mit Federn besetzt, wie bei jener. Die Zehen sind stärker und kürzer als dort.

Noch gehören C. passerina, Auct., und C. minuta in die nämliche Gattung.

Genus PERISTERA. — *Swainson.*

Diese ausgezeichnete generische Abtheilung wurde zuerst durch Swainson im dritten Bande des „Zoological-Journal" festgestellt. Sie umfaßt mehrere, auf dem Festlande von Amerika und den westindischen Inseln wohnende Arten. Mit ihnen wären wir, wenigstens vorerst, geneigt, einige Species zu verbinden, welche im Continente von Afrika heimisch sind und den ersteren in Gestalt und Lebensweise, wie in manchen charakteristischen Merkmalen, gleichen. In allen erkennt man einen deutlichen und sanften Uebergang zu den eigentlichen Hühnern. Die ausgebreiteten Flügel haben dieselbe Abrundung und den concaven Bau, wie wir solche am Rebhuhn finden. Ihre Schenkel sind bedeutend länger als bei den wahren Tauben und nackt, die Unterfüße zum schnellen, dauernden Laufen eingerichtet. Wegen dieser Eigenschaften und ihrer äußeren Erscheinung haben sie die französischen Naturforscher „Colombes-Gallines" genannt, damit den Zusammenhang Beider angezeigt, und so hat sie auch Temminck in seinem mehrerwähnten Werke: »Histoire des Pigeons etc." mit anderen nahen Gruppen in einer eigenen Hauptabtheilung verbunden. Sie leben und suchen ihr Futter gewöhnlich auf der Erde, indem sie sich hier mit Leichtigkeit bewegen; mehrere von ihnen lieben aber, auf

niederen Zweigen und Strauchwerk zu rasten. Ihr Flug ist niedrig, kurzdauernd, und aus vielfältig wiederholten Schlägen der Fittiche zusammengesetzt. Einige bauen ihr Nest ganz auf den Boden, Andere auf niedrige Sträuche; sie legen zwei Eier und brüten wechselweise, wie andere Tauben.

Gattungs-Kennzeichen sind folgende: Der Schnabel schwach, die Spitze des Obertheils sanft gebogen, mit deutlicher Einkerbung. Flügel rund, concav, die erste Schwungfeder kurz, bei mehreren Arten plötzlich verschmälert, dritte und vierte Schwungfeder am längsten, einander ziemlich gleich, die äußeren Fahnen der zweiten, dritten und vierten tief ausgeschnitten. Die Unterfüße eben so lang oder noch länger als die mittlere Zehe, vorn mit einer Reihe breiter, ausgehöhlter Schuppen, an den Seiten und hinten nackt. Die Zehen ganz getheilt, die mittlere länger als die äußeren. Die Klauen mäßig gebogen, stumpf. Der Schwanz schwach abgerundet.

Auf der nächsten Tafel folgt eine, von der Grundform etwas abweichende Art, die sich in mancher Hinsicht den Turteltauben zu nähern scheint, doch, schärfer betrachtet, hier am schicklichsten steht, nämlich: C. Timpanistria, Temm.

Tamburin-Taube.

Peristera Timpanistria. — Temminck.

Taf. XXIII.

Columba Timpanistria, *Temm. Pig* Pl. 36. — Id. 8vo. I. 287. — *Wagler*, *Syst. Av.* I. sp. 102. — La Tourterelle Tambourette, *Le Vaill. Ois. d'Afric.* 6. pl. 61. — Colombe Tambourette, *Temm. Pig.* 287.

Sie erhielt ihren Namen von dem Rufe des Männchens, der in einiger Entfernung dem Schalle des Tamburins gleicht. Die Exemplare, welche wir bis jetzt sahen, stammen sämmtlich aus Südafrika, doch mag die Art auch dort nicht häufig seyn, denn Levaillant berichtete an Temminck, daß, während er gegen zweihundert Stück von jeden anderen Tauben erbeuten konnte, von der gegenwärtigen ihm nur sieben und zwanzig vorkamen. In der abgerundeten, concaven Form der Flügel stimmt sie mit der jetzigen Gattung überein, und die erste Schwungfeder ist an der Spitze eben so verringert, wie bei Peristera Jamaicensis etc. Der Schnabel aber hat keine so deutliche Einkerbung, und die Seiten der Unterfüße, obwohl ziemlich glatt, zeigen doch eine Spur von kleinen Schuppen. Sie soll in Wäldern wohnen, da aber genauere Auskunft über ihre Lebensweise mangelt, so läßt sich noch nicht beurtheilen, ob diese mehr mit der jetzigen Gattung oder jener der Turteltauben überein-

PERISTERA TYMPANISTRIA

stimme. Sonst ist sie äußerst nett und zierlich; die ganze Oberseite ihres Körpers führt ein rußiges Braun, nur auf dem Nacken mit Grau gemischt. Auf den äußeren Fahnen von drei oder vier der größeren Deckfedern befinden sich schwärzlich grüne, metallglänzende Flecke. Die mittelsten Schwanzfedern sind umbrabraun, die zwei äußersten auf jeder Seite grau, mit einem breiten schwarzen Band an der Spitze. Die größeren Schwungfedern färben sich dunkelbraun auf ihren inneren Fahnen. Der Vorderkopf, ein Strich über dem Auge und die Unterseite des Körpers sind rein weiß. Die unteren Flügeldecken bleich orangebraun, die Schwanzdecke ebendaselbst umbrabraun. Schnabel und Füße grau, die letzteren schwach mit Roth gefärbt. Ganze Länge gegen neun Zoll.

Jamaica-Taube.

Peristera Jamaicensis. — Latham.

Taf. XXIV.

Columba Jamaicensis, *Lath. Ind. Orn.* 2. 595. sp. 8. — *Temm. Pig.* 8vo. p. 411. — Columba rufaxilla, *Wagler, Syst. Av.* sp. 69. — Colombe-Galline à front gris, *Temm. Pig.* pl. 10. — White-bellied Pigeon, *Lath. Syn.* 4. 619. 8.

Bei dieser Art bemerken wir vor allen die Form der ersten Schwungfeder, welche an der Spitze plötzlich schmal abgestutzt erscheint; eine Eigenheit, die, wie wir schon Seite 17, in der Einleitung zum G. Ptilinopus erwähnten, sich bei sonst weit verschiedenen Tauben hin und wieder vorfindet. Alle übrigen Kennzeichen sind die von G. Peristera; der Schnabel ist eingekerbt, die Flügel zeigen sich abgerundet und concav, die Seiten und der hintere Theil der Unterfüße ganz glatt. Sie ist in Jamaica heimisch, findet sich aber auch in Südamerika, längs den Ufern des Rio Plata. Ihr Aufenthalt ist dort in Wäldern und dicht buschigen Gegenden, auf deren Zweigen sie sich zur Ruhe verbirgt; die Nahrung sucht sie aber auf der Erde, indem sie sehr schnell und lebhaft weite Strecken durchläuft. Ihr Flug ist niedrig und meistens zwischen den Bäumen, auch kann sie nur kurze Zeit ausdauern. Man trifft sie allein oder paarweise; sehr selten in größerer Zahl. Ihre Nahrung besteht in

PERISTERA JAMAICENSIS

den Sämereien mehrerer Gräser, in Mais, und, wie man glaubt, in allerhand Beeren und kleineren Früchten.

Das Ausmaß ist gegen zwölf Zoll. Vorderkopf, Kehle und Schlund sind weiß. Scheitel und Genick dunkel grüngrau, in Purpur schimmernd. Die Seiten und der tiefere Theil des Nackens dunkel weinroth, mit lilafarbigem, röthlichen und goldgrünen Schiller. Die ganze Unterseite des Körpers ist weiß; Hals und Brust in Weinroth spielend. Die Oberseite blaß umbrabraun, mit schwachem olivengrünen Widerspiel. Die drei äußersten Federn auf jeder Seite des Schwanzes sind grau, weiß gespitzt, die mittleren graubraun. Die erste Schwungfeder der Flügel hat die oben angeführte Bildung. Die inneren Fahnen aller Schwungfedern und das Ganze der unteren Flügeldecken ist blaß orangebraun. Der Schnabel schwarz, fünf Achtel-Zoll lang. Füße und Zehen sind röthlich, die Klauen stumpf und kurz. Die Unterfüße ein und ein Achtel-Zoll lang.

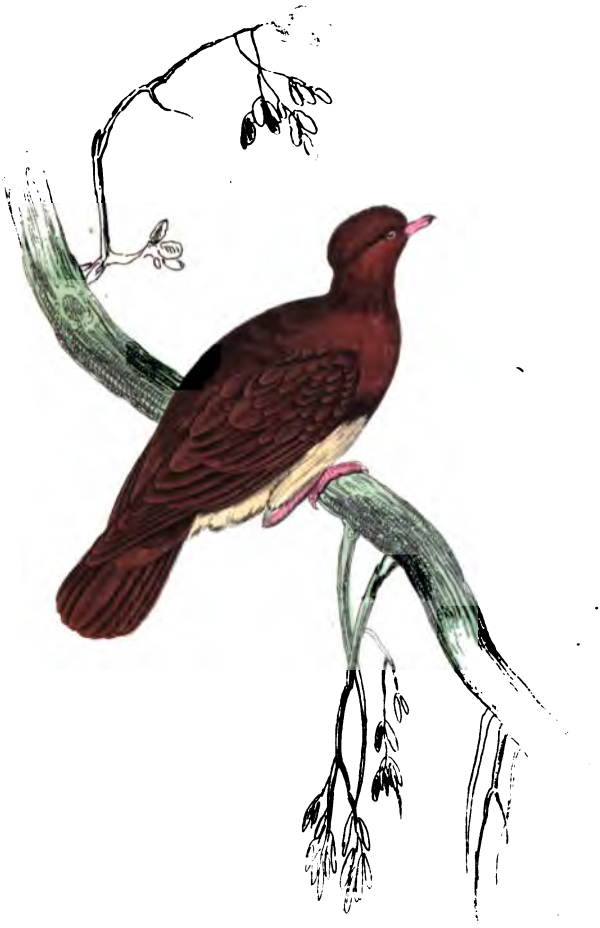
Martinica-Taube.

Peristera Martinica.

Taf. XXV.

Columba Martinica, *Auct.* — Colombe-Galline roux violet, *Temm. Pig.* 8vo. p. 400. — Columba cuprea, *Wagler*, *Syst. Av.* sp. 76.

In Gestalt wie in Lebensweise nähert sich diese Art so sehr den Hühnern, daß man sie in Westindien allgemein mit dem Namen: Berg-Repphuhn (mountain Partridge) bezeichnet hat. Sie bewohnt dort hohe, felsige Gegenden, und läuft auf dem Boden so schnell, daß sie darin allerdings dem gemeinen Repphuhn gleicht. Die Schenkel, gegen jene der Tauben, sind lang und über dem Gelenke der Unterfüße noch nackt. Die Flügel kurz und abgerundet, der Schwanz ist nicht so lang als bei der vorbeschriebenen. Der Flug geht immer niedrig, mit schnell wiederholten Stößen der Schwingen, ebenfalls wie beim Repphuhn und Fasane. Sie verläßt die Erde nur, um auf niedrigen Zweigen oder abgebrochenen Baumstämmen zu ruhen; rücksichtlich des Nestes und der Brut folgt sie auch mehr den Hühnern als den bis jetzt betrachteten Tauben, indem sie das erstere nicht in der Höhe, sondern in einem Versteck auf dem Rasen anlegt. Die Zahl der Eier ist stets nur zwei; die Jungen werden aber eher flügge und laufen früher in Gesellschaft der Alten,



PERISTERA MARTINICA

als bei den Baumbewohnern. Ueberhaupt trifft man sie in Zügen oder doch in Mehrzahl beisammen; sie sind aber scheu und fliehen die Nähe der Menschen.

Das Ausmaß ist gegen neun Zoll. Der rothe Schnabel mißt über einen halben Zoll, ein Theil der Oberseite zeigt sich mit kleinen Federn bedeckt. Die Kopfseite und der Schlund sind röthlich weiß, der Scheitel, das Genick und das ganze obere Gefieder reich orangebraun, in Purpurroth spielend, also fast kupferartig. Auf dem Bauche und dem Hintertheile verfließt jene Färbung in ein blasses, mit etwas Purpur gemischtes Holzbraun. Schwanz und Schwungfedern gleichen der Oberseite, die erste Feder hat an der Spitze keinen Ausschnitt. Schenkel nnd Unterfüße sind roth, letztere einen und einen Achtel-Zoll lang.

Unbezweifelt gehört die folgende Taube in die Nachbarschaft der jetzigen.

Weißgestirnte Taube.

Peristera larvata.

Taf. XXVI.

Columba larvata, *Temm. Pig.* pl. 31. — *Wagl. Syst. Av.* sp. 67. — Colombe à masque blanc, *Temm. Pig.* p. 266. Columba Erythrothorax, *Temm. Pig. Fam. Troisième,* pl. 7. — Id. 8vo. 405. — *Wag. Syst. Av.* sp. 68. — Colombe-Galline à face blanche, *Temm. Pig.* 408.

In Größe und Farbe der Oberseite stellt sich diese Art der Jamaica-Taube sehr nahe. Ihre Heimat ist aber in einem anderen Welttheile; die jetzige wird nur in den südlichen Gegenden des afrikanischen Continents gefunden. Schnabel und Füße verweisen sie in das G. Peristera; auch die Flügel haben die gewöhnliche Abrundung und sind nach innen ausgehöhlt; das Verhältniß der Schwungfedern zu einander ist ferner ungefähr das nämliche; nur fehlt bei der ersten die plötzliche Abnahme gegen die Spitze, welche bei P. Jamaicensis vorkommt; doch haben wir dort und anderwärts erinnert, daß diese allerdings auffallende Eigenheit kein Verbindungs- oder Trennungszeichen werden könne, da sie bei sonst sich fernen Geschöpfen launisch hervortritt.

In Temminck's hochgeschätzter „Naturgeschichte der Tauben" werden zwei Vögel, als von einander verschieden, aufgeführt: C. larvata und C. erythro-

GEOPHILUS CYANOCEPHALUS

Die blauköpfige Taube lebt auf den südlichen Inseln von Amerika, kommt aber auch häufig auf Cuba und Jamaica vor. Sie verläßt nur selten die Erde, läuft mit großer Schnelligkeit, wie das Repphuhn, wobei sie den Hals einzieht und das Hintertheil krümmt, daß der Schwanz abwärts hängt. Ihr Nest baut sie am Boden, legt mehrere Eier und die Jungen folgen gleich nach dem Hervorbrechen den Eltern. Ihr Ruf ist ein einzelner, tiefer, murrender Ton, den man aber nur selten hört. Ueberhaupt ist sie schüchtern und meistens einsam.

Im Ausmaße kommt sie unserem gemeinen Repphuhn nahe und hält gegen eilf Zoll. Der Schnabel ist an der Basis röthlich, nächst der Spitze grau. Die Füße sind roth, die Vorderseite des Untertheiles zeigt sich, wie schon bemerkt, mit sechseckigen Schuppen. Kopf und Kinn führen ein schönes, grauschimmerndes Azurblau. Der Schlund, der vordere Theil des Halses und die Brust sind schwarz, die unterste Reihe Federn des letzteren Theils hat weiße Spitzen und bildet damit eine solche Binde zur Einfassung. Von jeder Ecke des Mundes läuft ein Band von rein weißen Federn nächst den Augen und stößt am Hinterkopfe mit einem schwarzen, hufeisenförmigen Flecke zusammen. Das übrige Gefieder, sowohl oben als unten, ist rauchbraun, mit weinigem oder purpurröthlichen Scheine.

Drüſen-Taube.

Geophilus carunculatus.

Taf. XXVIII.

Columba carunculata, *Temm. Pig.* 8vo. p. 415. — *Wagler, Syst. Av.* sp. 41. — Colombe-Galline, *Le Vaill. Ois. d'Afrie.* 5. T. 278. — Colombe-Galline à Barbillon, *Temm. Pig. Fam. Trois.* pl. 11.

Von allen bis jetzt bekannten Tauben verbindet ſich nach Temminck keine ſo enge wie dieſe mit den eigentlichen Hühnern, ſowohl in der äußeren Erſcheinung als in Gewohnheiten und Lebensweiſe, und auffallend dahin deutend iſt gleich beim erſten Anblick das fleiſchige, drüſenartige Behänge, wie wir ſolches an unſerem Haushahn ſehen. Die Drüſentaube iſt wieder in Südafrika heimiſch; ſie wurde von Le Vaillant zuerſt in der Gegend von Numaqua entdeckt, und folgenden näheren Bericht hat dieſer thätige, gelehrte Naturforſcher darüber in ſeinem ſchönen Werke: „Ueber die afrikaniſchen Vögel" ertheilt.

„Ihr Zuſammengehören mit den Tauben — ſagt er — erkennt man zuerſt aus der Form des Schnabels, der genau mit dieſen übereinſtimmt, dann in den Eigenſchaften und der Lage des Gefieders; ſehr verſchieden iſt ſie aber durch den rothen, nackten, fleiſchigen Auswuchs am Halſe, dann durch die längeren Füße, einen

GEOPHILUS CARUNCULATUS

runden plumpen Leib, durch das abhängige Tragen des Schwanzes, ungefähr wie beim Repphuhne, und endlich durch ihre mehr gerundeten Flügel, alles sonstige Kennzeichen der Hühnerarten, so daß sie am besten zwischen diesen und den Tauben zur Verbindung Beider steht. Sie baut ihr Nest in leichte Gruben auf der Erde aus dünnen Zweigen und dürren Halmen; das Weibchen legt sechs bis acht röthlich weiße Eier, die wechselnd von ihm und dem Männchen gebrütet werden. Die Jungen haben nach dem Auskriechen eine Bekleidung von röthlich grauem Flaume, laufen sogleich den Eltern nach, die sie fortdauernd durch einen sonderbaren Ruf zusammenhalten und mit ausgebreiteten Flügeln vor der kalten Nachtluft wie vor der heißen Mittagsonne schützen. Ihre erste Nahrung besteht aus Ameiseneiern, kleinen Insecten und Würmern, welche von den Eltern aufgesucht und ihnen überlassen werden. Bei zunehmender Größe müssen sie selbst für sich sorgen, dann sind ihnen Getreide, Samenkörner, Beeren und Insecten willkommen. Sie bleiben, wie die Repphühner, in Flügen beisammen und trennen sich nur paarweise um die Brütezeit."

In der Größe gleicht die Drüsentaube unserer gewöhnlichen Turteltaube, nur ist der Rumpf dicker und runder. Die Basis des Schnabels und der Vorderkopf werden von einer nackten, lebhaft rothen Haut überzogen, und am Halse hängt eine gleichfarbige Substanz, die sich zu beiden Seiten gegen die Ohren zieht. Kopf, Hals und Brust sind purpurgrau, Mantel, Achseln und Flügeldecken bleichgrau, die Federn weiß gesäumt. Der

Bauch, der Hintere und Ober- und Untertheil der Schwanzdecken, so wie die Seiten unter den Flügeln, sind rein weiß. Der Schwanz kurz, abgerundet, die Federn tief rothbraun, mit Ausnahme der ersten Feder auf jeder Seite, deren äußere Fahne weiß ist. Der Schnabel zeigt sich an der Wurzel röthlich, gegen die Spitze schwarz. Die Füße sind purpurroth, mit sechseckigen Schuppen. Die Iris hat einen doppelten, inwendig gelben, auswendig rothen Kreis. Das Weibchen gleicht dem Männchen in der Lage des Gefieders, aber die Färbung desselben ist trüber und der Hals nicht, wie dort, behängt.

GEOPHILUS NICOBARICUS

Nikobar-Taube.

Geophilus Nicobaricus.

Taf. XXIX.

Columba Nicobarica, *Lath. Ind. Orn.* II. p. 605. sp. 44. — Columba Gallus, *Wagler, Syst. Av.* sp. 113. — Colombe-Galline à Camail, *Temm. Pig.* p. 5. t. II. *Id.* 8vo. p. 335. — Nicobar-Pigeon, *Edw.* t. 339. Female. — *Lath. Syn.* IV. p. 642. 38.

Im Reichthum der Farben und Glanz des Gefieders bleibt diese ausgezeichnete Taube hinter keiner früher beschriebenen zurück; in Zierlichkeit der Gestalt und Anmuth der Bewegungen möchte sie dagegen wohl Vergleiche zu fürchten haben. Ihr unbehülflicher runder Körper, der niedergebogene Schwanz und die concaven Flügel stellen sie den Hühnern nahe, und noch mehr wird diese Verwandtschaft durch Lebensweise und Sitten bestätigt, in denen ihr die letztverzeichnete Art gleich kommt. Sie wohnt gewöhnlich auf flacher Erde, läuft darauf mit großer Schnelligkeit, und nur des Nachts, oder um auszuruhen, begibt sie sich auf niedrige Zweige *).

*) Bennet behauptet in seiner Beschreibung der schönen Menagerie lebendiger Vögel eines Herrn Beale in Macao, „daß die Nikobar-Taube gewöhnlich auf Bäumen, und zwar auf den höchsten Zweigen gefunden

Ihr Nest macht sie ebenfalls hier, legt mehrere Eier, und die Jungen laufen gleich nach dem Auskriechen neben der Mutter. Ihr Ruf ist ein aus der Kehle hervorgehendes Girren, wie das unserer Ringtaube (C. Palumbus). Unähnlich den meisten Verwandten, zeigt sie wenige Schüchternheit, läßt sich leicht zähmen oder als Zierde der Vogelhäuser aufbewahren, aber alle angestellten Versuche, sie außerhalb ihrer heißen Heimat fortzupflanzen, mißlangen bis jetzt. Auf der Basis der oberen Schnabelhälfte des Mannes wächst — (wahrscheinlich um die Paarungszeit) — die runde, fleischige, knopfähnliche Erhöhung, wie wir solche schon bei Carpophaga aenea und C. oceanica (Taf. VII) fanden; eine Eigenheit, die wieder auf einen Zusammenhang zwischen der jetzigen und jenen sonst weit entfernten Geschöpfen hindeutet.

Die Länge der Nikobar-Taube ist nahe an fünfzehn Zoll. Der Schnabel ziemlich dünn, die obere Spitze etwas abwärts gebogen, hält gegen fünf Viertel-Zoll. Das ganze Gefieder, nur mit Ausnahme des weißen Schwanzes und der tief schwarzblauen, mit grünlichem Schiller geschmückten Schwungfedern, ist metallgrün, beim Wechsel des Lichtes in reiches Goldgrün, Kupferbraun und dunkel Purpurroth übergehend. Die Federn im Genicke sind lang, schmal und zugespitzt, wie jene des Haushahnes, am Ende seidenartig und einzeln vor-

werde, dort ein rohes Nest baue und ihre Jungen daselbst erziehe, ganz nach der Weise mehrerer anderer eigentlicher Tauben." Bennet's Wand. II. p. 64.

ragend. Der Schwanz ist kurz, abwärts hängend, fast eckig; wenn die Flügel ruhen, reichen sie beinahe bis an sein Ende. Die Füße sind kräftig, mäßig lang, schwärzlich, mit sechseckigen Schuppen bekleidet. Die Klauen gelb, wenig gebogen, stumpf.

Außer der Insel Nikobar bewohnt sie noch Java, Sumatra und mehrere Eilande im großen Archipelage der Molukken. Das Weibchen gleicht dem Männchen in der Färbung, aber die Federn im Genicke sind weniger lang und schmal, und der fleischige Auswuchs auf dem Schnabel mangelt jederzeit.

LOPHYRUS CORONATUS

Kron-Taube.

Lophyrus coronatus. — Vieillot.

Taf. XXX.

Columba coronata, *Lath. Ind. Ornith.* II. 566. sp. 9. — *Wagler*, *Syst. Av.* sp. 8. — Phasianus cristatus Indicus, *Briss. Orn.* I. p. 279. sp. 6. t. 26. fig. I. — Great Crowned Pigeon, *Edw.* t. 339. — *Lath. Syn.* IV. p. 620. — Columba Hocco, *Le Vaill. Ois. d'Afr.* VI. t. 280. — Colombe-Galline Goura, *Temm. Pig. Fam. Trois. Pl. Enl.* I. Id. Ed. 8vo., p. 377.

Bei dieser stolzen und schönen Art bemerkt man neben einzelnen Annäherungen an die zuletzt geschilderten Erdtauben, wieder manche so auffallende Eigenthümlichkeiten, daß wir sie unmöglich zu den vorbeschriebenen Gattungen rechnen, sondern mit Vieillot allein stellen wollen.

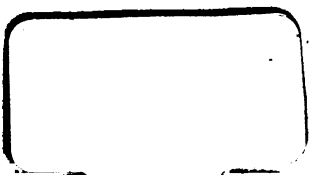
Form des Schnabels, Rufen und Fortpflanzungsweise verbindet sie näher mit den eigentlichen als mit den Erdtauben, aber der Gang, der erhabene Schopf, die kurzen Flügel und der verlängerte Schwanz machen sie zur Nachbarin der Cracidae-Arten, und Temminck bemerkt, daß man nur den Schnabel eines Hocco (aus dem G. Crax) unserer Krontaube geben dürfte, um ein ganz dahin gehörendes Geschöpf zu erhalten. Diese Kron- oder Goura-Taube ist auf den Inseln des großen indischen Archipelag's zu Hause, wird aber auch nicht selten

in Java und Banda gefunden. Auf mehreren molukkischen Inseln und in Neu-Guinea kommt sie häufig vor. Sie wohnt in Wäldern, nährt sich von Beeren, Sämereien u. dgl. Ihr Nest baut sie auf Zweige, legt zwei Eier, und beide Geschlechter brüten abwechselnd. Das Geschrei des Männchens besteht in einem heiseren Murren oder Girren, von Geräusch begleitet, das wahrscheinlich durch gewaltsames Ausströmen der in den Körper eingepreßten Luft erzeugt wird, und jenem des Truthahnes ähnelt, wenn er mit ausgebreitetem Rade sein Weibchen lockt. Temminck nimmt also an, daß die Werkzeuge zum Athemholen denen der Fam. Cracidae gleichen müssen, welche verschiedene Windungen und Verlängerungen haben, bevor sie in die Lungen einlaufen. Wir bedauern, daß sich keine Gelegenheit darbot, den inneren Bau dieses Vogels selbst zu untersuchen, auch finden wir bei allen Schriftstellern nichts Näheres darüber. Die Holländer brachten ihn öfters aus ihren ostindischen Besitzungen nach dem Mutterlande, da er aber sehr zärtlich ist und durchaus keine Kälte vertragen kann, so lebte er in dem dortigen feuchten und verhältnißmäßig frostigen Clima immer nur kurze Zeit. Daher mißlangen auch die Versuche, ihn in Menagerien zu zähmen und fortzupflanzen, was sowohl wegen seiner äußeren Schönheit, als dem besonderen Wohlgeschmacke des Fleisches, zweifach wünschenswerth wäre.

Im Ausmaße übertrifft die Krontaube alle übrigen; gewöhnlich ist sie sieben und zwanzig bis acht und zwanzig Zoll lang. Der Schnabel hält zwei Zoll und ist schwarz, die Spitzen sind verdickt und die obere über die

untere gebogen. Den Kopf ziert ein breiter, halbrunder Schopf oder eine Krone, die aus schmalen, steifen Federn mit offenen Bärten besteht und stets aufrecht getragen wird. Diese Krone, der Kopf, das Genick und die ganze Unterseite des Körpers führen ein helles Graublau. Der Hintere, die Achseln und kleineren Flügeldecken sind von schwarzen Federn an der Basis, mit purpurbraunen Spitzen, bekleidet. Die größeren Flügeldecken haben gleiche Farben, aber mit einem breiten, weißen Streife, der bei geschlossenen Flügeln ein ansehnliches solches Querband bildet. Die Schwungfedern und der Schwanz zeigen sich dunkelgrau, an letzterem endigen alle Federn in Weißblau. Die Schenkel sind grau, die Unterfüße drei und einen halben Zoll, mit einem Ueberzuge von runden Schuppen, die nicht dicht an einander, sondern einzeln liegen, und deren jede von dem weißlichen Rande einer dünnen Haut begränzt ist. Die Zehen sind stark und gleichen denen der gewöhnlichen Tauben.

89052987385

b89052987385a

Steenbock Memorial Library
University of Wisconsin - Madison
550 Babcock Drive
Madison, WI 53706-1293